

Herzlich.

Liebe Inge, Herzlich. Festschrift für Inge Deutschkron

Liebe Inge,

Liebe Inge,
Herzlich.

Festschrift
für Inge Deutschkron
zum 90. Geburtstag

Herausgegeben von
André Schmitz und Johannes Tuchel

Berlin 2012

© Stiftung Gedenkstätte
Deutscher Widerstand 2012

ISBN 978-3-926082-50-3

Gestaltung
Anne-Christin Jyrch
Torsten Köchlin

Druck
Königsdruck, Berlin

- 8 *Kulturstaatsminister*
Bernd Neumann MdB
Grußwort
- 12 *Der Regierende Bürgermeister*
von Berlin Klaus Wowereit
Herzlichen Glückwunsch,
liebe Inge!
- 18 *André Schmitz*
Mein langer Weg zu Inge
- 22 *Ursula Mamlok*
Für Inge
- 24 *Gisela May*
Inge Deutschkron
- 26 *Norbert Frei*
Ein Vorbild, das bleibt.
Inge Deutschkron
zum 90. Geburtstag
- 30 *Manfred Heckenauer*
Liebe Inge,
- 36 *Volker Ludwig*
Laudatio für
Inge Deutschkron
- 46 *Jürgen Keil*
Inge Deutschkron
zum Neunzigsten

- 54 *Avi Primor*
Inge Deutschkron
- 60 *Ulrich Schürmann*
Inge Deutschkron –
Rückkehr nach Berlin
- 66 *Sarah Nemitz*
Inge und »Inge«
- 70 *Gabriele von Arnim*
Inge Deutschkron
- 74 *Peter Ensikat*
Geburtstage mit
Inge Deutschkron
- 78 *Bruder Lukas Ruegenberg, OSB*
Für Inge Deutschkron
- 82 *Volker Hobrack*
Eine Gedenktafel
für Otto Weidt
- 86 *Ilka Keuper*
Inge Deutschkron
zum 90. Geburtstag
- 90 *Jan-Philipp Beck*
An einem Tisch
mit Inge Deutschkron

- 94 *Sandra Maischberger*
Zum 90. Geburtstag
von Inge Deutschkron
- 98 *Matthias Martens*
Liebe Inge
- 104 *Klaus Schütz*
Die Juden und Deutschland
- 114 *Michael Wildt*
Leni Yahil. Eine Zueignung.
- 124 *Peter Steinbach*
Zur Kontextualisierung
des Widerstands von Juden –
Exemplarische Überlegungen
zum Widerstandsbegriff
- 140 *Johannes Tuchel*
Der ignorierte Widerstand:
Entwicklung und Perspektiven
der Erinnerung an die
»Stillen Helden«
- 164 *Beate Kosmala*
Die Frau namens Gerda.
Eine Stille Heldin
vom Prenzlauer Berg
- 190 Autorinnen und Autoren

*Kulturstaatsminister
Bernd Neumann MdB
Grußwort*

Als ich gebeten wurde, einen Beitrag für diese Festschrift zu verfassen, habe ich sofort zugesagt. Der 90. Geburtstag von Inge Deutschkron ist Anlass zu Freude und Dankbarkeit. Geboren 1922 in Finsterwalde wuchs Inge Deutschkron in Berlin auf. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten änderte sich für sie und ihre Familie alles. Das elfjährige Mädchen und ihre Eltern erlebten Ausgrenzung, Entrechtung und Verfolgung. Fast zu spät – unter dem Eindruck der Novemberpogrome 1938 – glückte ihrem Vater noch die Flucht nach England, doch es gelang ihm nicht, seine Familie nachzuholen. Inge Deutschkron und ihre Mutter mussten sich allein durchschlagen. Durch einen glücklichen Zufall lernte Inge Deutschkron den Bürstenfabrikanten Otto Weidt kennen, der in seiner Werkstatt in der Rosenthaler Straße 39 fast ausschließlich blinde Juden zur Produktion von Besen und Bürsten beschäftigte. Für Inge Deutschkron und andere Juden fand er Aufgaben in seinem Büro, was streng verboten war. Er tat alles in seiner Macht Stehende, um seinen Mitarbeitern zu helfen und sie vor dem Zugriff der Gestapo zu schützen.

Inge Deutschkron war Mitte Oktober 1941 Zeugin des Beginns der Deportationen jüdischer Männer, Frauen und Kinder aus Berlin. Dass die Deportation »in den Osten« tatsächlich einem Todesurteil gleich kam, haben zwar manche der Verfolgten geahnt. Doch, wie Inge Deutschkron betont: »keiner hat's geglaubt«. Bis Kriegsende fielen allein mehr als 55.000 Juden aus Berlin dem nationalsozialistischen Mordprogramm zum Opfer. Im Januar 1943 entgingen Inge Deutschkron und ihre Mutter selbst nur knapp der Deportation. Sie tauchten unter und lebten bis zur Befreiung 1945 mit Hilfe von nichtjüdischen Freunden in der Illegalität. »Das waren Helden« hat Inge Deutschkron später gesagt: »Ich bezeichne sie als Helden. Es waren Menschen, die es nicht ertrugen, untätig zuzusehen, wie eine von den Nazis als Verbrecher eingestufte Minderheit ihren Mördern ausgeliefert wurde. Sie handelten, wie das Gewissen es ihnen eingab und dachten dabei nicht an die Gefahren, in die sie sich begaben. Sie taten

Großes, ohne sich dessen bewusst zu sein. Menschlichkeit war ihnen oberstes Gebot.«

Das Tun der Stillen Heldinnen und Helden macht deutlich, dass es auch unter der nationalsozialistischen Terrorherrschaft Handlungsspielräume und Entscheidungsmöglichkeiten gab, um Verfolgte vor tödlicher Bedrohung zu bewahren. Wir wissen heute, dass es allein in Deutschland mehr als 20.000 mutige Helfer waren, die vor allem während der Jahre 1941 bis 1945 den von Deportation und Massenmord bedrohten Juden zur Seite standen. Sie gaben falsche Papiere, Lebensmittel, Rat und Hilfe; sie stellten Unterkünfte bereit. Es waren immer Einzelne oder kleine Gruppen, die halfen, doch ihre Zahl war größer, als dies lange Jahre vermutet wurde. In Berlin konnten mehr als 1.700 Juden im Untergrund überleben, in ganz Deutschland mehr als 3.000. Dies ist eine kleine Zahl, gemessen an den mehr als 165.000 ermordeten deutschen Juden, und vor allem gemessen an den sechs Millionen Opfern des Holocaust. Aber diese Zahl zeigt, dass Hilfe, Unterstützung und Rettung auch unter den Bedingungen der menschenverachtenden Diktatur möglich waren.

Erst als die deutsche Gesellschaft bereit war, sich stärker der Erinnerung an den Massenmord an den europäischen Juden zu stellen, fanden auch die »Stillen Helden« einen ersten Platz in der Erinnerungskultur. Hier in Deutschland war es vor allem das unermüdliche Engagement von Inge Deutschkron, das einen Bewusstseinswandel herbeiführte. Ich erinnere mich noch gut an meine erste Begegnung mit Inge Deutschkron. Ihre unbestechliche, kluge Art, ihre Energie, ihr Humor und ihr Durchsetzungsvermögen haben mich tief beeindruckt. Inge Deutschkron hat ganz entscheidend und maßgeblich dazu beigetragen, dass der Bund das Museum Blindenwerkstatt in seine Obhut nahm. Die Gedenkstättenförderung des Bundes will eine Erinnerungslandschaft unterstützen, die einerseits die nationalsozialistischen Verbrechen noch präziser und differenzierter als bisher ausleuchtet und die andererseits die individuellen Handlungsspielräume

unter den Bedingungen der Diktatur sichtbar macht. Daher haben wir 2008 in der Rosenthaler Straße – in unmittelbarer Nähe zum Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt – die Gedenkstätte Stille Helden eröffnet, in der an das Schicksal Verfolgter und ihrer Helfer erinnert wird. Die Bundesregierung wird sich auch weiterhin dafür einsetzen, dass das Vermächtnis der Stillen Helden für künftige Generationen bewahrt bleibt und dass vor allem viele junge Menschen an den authentischen Orten etwas über Zivilcourage und Mut in dunkler Zeit lernen können.

Inge Deutschkron sieht es als ihre Aufgabe, an jene Menschen zu erinnern, die verfolgte Juden schützten und damit ein Beispiel für Menschlichkeit und Zivilcourage gaben. Obwohl sie selbst Schreckliches erlitten hat, ist sie daran nicht zerbrochen, sondern hat es auf sich genommen, Zeugnis abzulegen und über das Geschehene zu berichten. Besser als jeder Historiker es könnte, erzählt ihre Autobiographie, wie es eigentlich gewesen ist. Seit nunmehr über 20 Jahren erreicht diese Autobiographie als Theaterstück *Ab heute heißt du Sara* vor allem junge Menschen und vermittelt ihnen authentisch und nachvollziehbar die Schrecken des Naziterrors. Inge Deutschkron hat in einer Zeit gegen das Vergessen gekämpft, in der viele am liebsten einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen wollten, und als Journalistin und Autorin in Deutschland und Israel sehr erfolgreich Brücken der Verständigung gebaut. Ihre Bücher und Artikel, vor allem aber auch die zahlreichen Gespräche und Diskussionen mit jungen Menschen, haben sie zu einer wichtigen Zeitzeugin werden lassen.

Inge Deutschkrons Wirken verdient unseren tiefen Respekt, unsere Dankbarkeit und unsere Bewunderung. Herzlichen Glückwunsch, liebe Inge Deutschkron!

Bernd Neumann MdB
Staatsminister bei der Bundeskanzlerin

*Der Regierende
Bürgermeister von Berlin
Klaus Wowereit
Herzlichen
Glückwunsch,
liebe Inge!*

Begegnete man Inge Deutschkron, ohne ihre Geschichte zu kennen: Man käme nicht auf den Gedanken, was diese wache, ernsthafte, temperamentvolle und energische, dabei jedoch auch überaus humorvolle und lebensfrohe Frau in ihrer Jugend erlebt und erlitten hat und bis heute antreibt. Ihre Geschichte: Das ist auch unsere Geschichte, die Geschichte Deutschlands und Berlins in der Zeit des Nationalsozialismus. Sie beginnt mit einem Satz, den die Mutter Anfang 1933 aus tiefer Sorge an die Zehnjährige richtet: »Du bist eine Jüdin.« Schnell musste Inge erfahren, was Ausgrenzung und Verfolgung bedeuteten.

Es ist heute kaum vorstellbar, von einem Moment auf den anderen aus der Kindheit gerissen zu werden und fortan zwölf Jahre als Verfolgte in ständiger Gefahr zu leben. Die vertraute Umgebung wird einem fremd, man muss sich gegenüber anderen verstellen. Die Angst wird zum täglichen Begleiter. Man erlebt, wie Menschen, die einem nahe stehen, plötzlich verschwinden und ahnt, dass man sie nicht wiedersehen wird. Man hört vom Grauen, das Juden im »Osten« erleiden. Man erlebt Verrat, aber auch Hilfe, wo man sie nicht erwartet hätte. Alle Schattierungen menschlichen Verhaltens in einer unmenschlichen Zeit: Inge Deutschkron hat sie erlebt. Sie war dabei, als Menschen – Berliner Jüdinnen und Juden – zur Deportation abgeholt wurden. Sie haben sich ihr eingebrannt, die letzten Blicke, die kurzen Gespräche, die würdevollen Abschiede.

Nichts hat sie vergessen, nichts vergessen können, was damals geschah. Das Erinnern wurde ihr zur Verpflichtung wie das Überleben. Und das bedeutete auch nach der Befreiung vor allem: Kampf gegen das Vergessen, Kampf um Anerkennung des Leids, das jüdische Holocaust-Opfer erfahren haben. Aber auch: Kampf um die Anerkennung der vielen stillen Helden, die jüdischen Opfern geholfen haben zu überleben.

Eine leidenschaftliche Aufklärerin wie Inge Deutschkron wurde von der deutschen Nachkriegsgesellschaft nicht eben mit offenen Armen empfangen. Entsprechend groß waren die Rückschläge und persönlichen Enttäuschungen, die sie erfahren musste. Ihre journalistische Karriere führte sie als Korrespondentin der angesehenen israelischen Zeitung Ma'ariv nach Deutschland zurück. So beobachtete sie etwa den Frankfurter Auschwitz-Prozess.

Aber drei Jahrzehnte rang sie mit sich, bis sie ihre Erinnerungen aufgeschrieben hatte. Das Buch *Ich trug den gelben Stern* wurde in viele Sprachen übersetzt und ein Bestseller, 23 Auflagen erfuhr bisher allein die deutsche Taschenbuchausgabe. Nach Berlin kehrte sie erst als Pensionärin zurück und dies beinahe zufällig. Volker Ludwig hatte für das Grips-Theater aus ihren Memoiren die Bühnenadaptation *Ab heute heißt du Sara* gefertigt. Ein gewaltiger Erfolg, in Berlin wie auf vielen Bühnen weltweit, auf denen das Stück nachgespielt wurde. Und eine große Ermutigung für Inge Deutschkron selbst, denn nun schlug ihr auch persönlich ein großes Interesse an ihrer Überlebensgeschichte, an Aufklärung und Aufarbeitung entgegen.

Seit 2001 lebt sie wieder fest in Berlin. Es war nicht leicht für sie, in ihre alte Heimatstadt zurückzukehren, in der sie so viel Leid erfahren hat. Sie hat diesen Schritt aber nicht nur für sich selbst getan. Sondern auch für die vielen jungen Berlinerinnen und Berliner, die wissen wollen und wissen müssen, wie es damals war, als Jude oder Jüdin ausgegrenzt und verfolgt zu werden. Unzählige Stunden hat Inge Deutschkron mit Schulklassen diskutiert. Immer wieder hat sie kämpferisch das Wort erhoben gegen das Vergessen der Nazi-Verbrechen, aber auch gegen Rassismus und Antisemitismus heute.

Besonders verdienstvoll ist ihr Engagement für die »Stillen Helden«, jene Berlinerinnen und Berliner, die verfolgten Juden unter großen persönlichen Risiken halfen. Ihr Beispiel zeigt: Jeder konnte etwas tun gegen die Nazi-Barbarei. Wer wegsah oder duldend hinnahm, was Juden angetan wurde, machte die

Verbrechen erst möglich. Das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt in der Rosenthaler Straße 39, direkt am dicht belebten Hackeschen Markt, ist durch Inge Deutschkrons Engagement zu einem wichtigen Erinnerungsort der »Stillen Helden« geworden. Auf ihre Initiative ging die Gründung des Fördervereins Blindes Vertrauen e.V. zurück, dessen Vorsitzende sie ist. Mit der Inge-Deutschkron-Stiftung, für die sie sich ebenfalls als Vorsitzende unermüdlich engagiert, fördert sie das Erinnern und die Aufklärung und tritt zugleich Rechtsextremismus, Antisemitismus und Rassismus entschlossen entgegen.

Lob und Ehrungen hat sie verdient. Aber sie sind ihr nicht geheuer, vor allem dann nicht, wenn sie sich in einer Reihe mit alten Nazis und ihren Helfershelfern wähnt. Deshalb hat sie öffentliche Auszeichnungen oft zurückgewiesen. Umso stolzer ist Berlin, dass Inge Deutschkron 2002 den Verdienstorden des Landes Berlin und 2008 die Louise-Schroeder-Medaille angenommen hat.

Wenn ich eingangs darauf hingewiesen habe, dass Inge Deutschkrons persönliche Ausstrahlung ihre schwere Lebensgeschichte so gar nicht vermuten lässt, dann gilt das höchstens für die ersten Momente. Denn kaum hat man sich begrüßt, unterbreitet sie einem schon neue Pläne in Sachen Erinnerungskultur. Inge Deutschkron ist eine große Menschenfängerin, sie beherrscht diese Kunst mit ungemein viel Charme und Witz, aber auch der nötigen Durchsetzungsfähigkeit. Sie ist Berlinerin durch und durch, mit ganz viel Herz und Schnauze.

Berlin ist stolz, dass Inge Deutschkron in ihre Heimatstadt zurückgekehrt ist. Wir sind dankbar, dass sie uns die Hand der Versöhnung gereicht hat. Wir haben sie gerne ergriffen in dem Bewusstsein der großen Verantwortung für unsere Geschichte wie für das friedliche und sichere Leben jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in unserer Mitte.

In diesem Jahr begeht Inge Deutschkron ihren 90. Geburtstag. Manchmal hört man von ihr den Stoßseufzer, erst am Anfang zu stehen, so viel bleibe noch zu tun. Deshalb verbinde ich meine herzliche Gratulation mit dem Wunsch, dass ihr beschieden sei, alles Begonnene zu Ende führen zu können.

Herzlichen Glückwunsch, liebe Inge!

Klaus Wowereit
Regierender Bürgermeister von Berlin

André Schmitz Mein langer Weg zu Inge

Obwohl Inge Deutschkron ein bewundernswürdiges Gedächtnis hat, journalistisch geschult, erinnert sie sich nicht mehr an unsere erste Begegnung. Das ist kaum verwunderlich, traf sie mich doch eher beiläufig bei einer der vielen Premieren ihres mittlerweile auf über vierzig Bühnen aufgeführten Stücks *Ab heute heißt du Sara*. Das war am 5. März 1991 im Stadttheater Hildesheim und wurde in der Regie von Jörg Garde ein großer Erfolg. Inge Deutschkron war persönlich angereist; Publikum und Theaterleute lagen ihr zu Füßen. Das Stück hatte uns zutiefst bewegt und die Theaterleitung, ich war damals Verwaltungsdirektor, lud Inge Deutschkron anschließend zu einem Abendessen ein.

Gesehen und verliebt könnte man sagen; verliebt in diese Kraft, in diesen Berliner Witz, in diese Streitbarkeit, in dieses unbeirr- bare Gerechtigkeitsgefühl, diese große Emotionalität. Nur, wie gesagt, eine zunächst sehr einseitige Liebe.

Das Schicksal sollte mir eine zweite Chance geben. 2001 wurde ich Chef der Senatskanzlei und hatte als eine der ersten Amtshandlungen dem neuen Regierenden Bürgermeister, Klaus Wowereit, eine Liste mit den jährlich zu vergebenden Trägerinnen und Trägern des Berliner Landesordens zu unterbreiten. Ein schwierige Aufgabe, höchstens zehn bis vierzehn Personen bekommen einmal im Jahr diese hohe Auszeichnung. Ausgewogen nach Männern, Frauen, Ost, West, Kunst, Sport, Wirtschaft und Politik. Eine Vorschlagsliste, die bevor der Regierende Bürgermeister sie erhält, durch viele Hände gegangen ist. Darauf fand sich auch der Name Inge Deutschkron, und ich war wie elektrisiert. Allerdings hatte ernüchternd der Protokollchef hinter ihrem Namen geschrieben »Nimmt keine deutschen Auszeichnungen an. Hat dem Herrn Bundespräsidenten schon dreimal das Bundesverdienstkreuz abgelehnt.«

Damit wollte ich mich natürlich nicht zufrieden geben. Ich rief sie an, stellte mich vor, ohne Hildesheim zu erwähnen und bat um einen Termin. Ich wurde zu Tee eingeladen. Etwas aufgereggt stand ich wie ein Jungverliebter mit einem kleinen Blumenstrauß

an ihrer Wohnungstür und bekam meinen Tee. »Was wollen Sie 'n eigentlich?« war die ziemlich direkte Berliner Ansprache von Inge. Ich fing an zu stottern, bestellte Grüße des Regierenden Bürgermeisters und brachte endlich mein Anliegen heraus, das Land Berlin würde ihr gern den Berliner Landesorden verleihen, aber wir würden ja wissen, sie nehme keine deutschen Auszeichnungen an. Wie aus der Pistole geschossen, ohne Überlegung, kam die Antwort »Aber junger Mann, das ist doch eine Berliner Auszeichnung, das ist doch ganz etwas anderes, ich freue mich riesig.«

Meine Überraschung, Erleichterung und Freude waren groß. Und es begann eine wunderbare Freundschaft, ja eine Liebe.

Danke, Inge, für alles, was ich durch Dich gelernt und erfahren habe! Du erst hast mein theoretisches Wissen über das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte zu einem lebendigen festen Bestandteil meines Lebens gemacht. Seitdem haben wir einiges gemeinsam bewegt. Bei einigen Deiner Projekte konnte ich dir helfen. So soll es bleiben. Unser größter gemeinsamer Erfolg ist sicherlich der Erwerb der Rosenthaler Straße 39 durch die öffentliche Hand. Ein Ort, an dem sich heute der großartige Erinnerungsort an Otto Weidt und die Gedenkstätte für die »Stillen Helden« befinden. Die Immobilie stand zur Versteigerung an. Es gelang mir, den Senat und insbesondere den Bausenator Peter Strieder davon zu überzeugen, dass dieses Haus mit seiner Geschichte der Öffentlichkeit erhalten bleiben musste. Das war bis zum Schluss ein schwieriger Weg. Am Ende aber zählt nur das Ergebnis, und heute ist es der einzige authentische Ort in Deutschland, der an »Stille Helden«, Dein großes Thema, erinnert.

Unvergessen auch die fünf Gedenktafeln, die wir gemeinsam zur Erinnerung an Deine wichtigsten Helferinnen und Helfer, die Dir und Deiner Mutter das Überleben in der NS-Zeit ermöglicht haben, angebracht haben: Emma Gumz, Otto Ostrowski und Grete Sommer, Klara Grüger, Walter Rieck und Lisa Holländer.

Du hältst deine Freunde und mich mit immer neuen Ideen und Anregungen zur Erinnerungskultur und -politik in unserer Stadt

auf Trab. Nicht alle Deine Ideen sind umsetzbar, manchmal mangelt es selbst uns an der nötigen Kapazität. Peinlich berührt war ich allerdings, als Du mich darauf aufmerksam machtest, dass niemand bisher an das Datum der ersten Deportation Berliner Juden in die Vernichtungslager des Ostens am 18. Oktober 1941 erinnert habe. In all den Jahrzehnten seit 1945.

Unser eindrucksvollstes und emotional bewegendstes Projekt war daher die vom Senat und der Jüdischen Gemeinde zu Berlin auf Deine Anregung hin durchgeführte Gedenkveranstaltung am 18. Oktober 2011 an den Gleisen in Grunewald. Wir beide hatten uns diese Gedenkfeier gemeinsam ausgedacht. Der Regierende Bürgermeister sollte reden, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Lala Süsskind, Schülerinnen und Schüler Gedichte von Hans Sahl und Dir vortragen. Alle sollten anschließend eine weiße Rose auf den Gleisen niederlegen. Aber würde überhaupt jemand kommen? Zwar hatte ich persönlich noch alle mir bekannten Journalisten angerufen, um die Berlinerinnen und Berliner aufzurufen, an einem Dienstag um 14 Uhr in den Grunewald zu kommen. Nur, wer kommt dann wirklich, mitten in der Woche und mitten am Tag? Was würde meine Inge sagen, wenn es nicht genügend wären ...

Und dann dieser überwältigende Erfolg. Das Areal auf dem Bahnhof war schwarz vor Menschen, die Gleise, von der Fülle der weißen Rosen bedeckt, nicht mehr zu erkennen. Und dann entdeckte ich noch eine Schulklasse aus Israel. Sie sangen Dir und uns spontan die israelische Nationalhymne. Das werden wir beide nicht vergessen.

Wir werden in diesem Jahr mit Dir erneut den 18. Oktober begehen und hoffentlich noch viele, viele Jahre die da kommen.

Du hast Dich tief in unsere Herzen, in mein Herz, eingeschrieben. Berlin und Deutschland haben Dir viel, sehr viel zu verdanken.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

Ursula Mamlok Für Inge

Es freut mich ganz besonders zu der Festschrift für Inges 90. Geburtstag beizutragen, zumal ich Inge vielleicht länger kenne als viele andere. Wir begegneten uns nämlich als Kinder, als Mitschülerinnen in der Fürstin-Bismarck-Schule hier in Berlin-Charlottenburg. Inge ist mir besonders im Gedächtnis als die eifrigste, die beste Schülerin der Klasse. Der Lehrer brauchte kaum seine Frage beenden, da war Inges Finger schon in der Luft und die richtige Antwort vorhanden. Ihr weiser Vater hat Inge aus der Schule genommen, ehe wir anderen jüdischen Kinder hinausgeworfen wurden, und ich verlor Inges Spur, bis ich mit meinen Eltern nach Guayaquil, Ecuador, dann nach New York, ausgewandert bin. Dort las ich, wohl im »Aufbau«, dass Inge Deutschkrons Buch in New York erhältlich war. Ich besorgte es mir sofort. Mit großem Interesse und mit Entsetzen über den Inhalt las ich ihr Buch: *Ich trug den gelben Stern* u. freute mich, Inges schönes Gesicht, verändert, wiederzuerkennen.

Nach Jahrzehnten (als mein Mann 2005 in New York verstorben war), kam ich nach Berlin 2006 zurück. Ohne jegliche Verwandte oder Freunde in dieser Stadt, bemühte ich mich, Inge, die mich sicher nicht kannte, da ich in der Schule keine besondere Schülerin war, sondern auf der Bank meine Klavierübungen betrieb, (denn ich wusste schon damals, dass ich Pianistin werden wollte) und am Schulunterricht wenig Interesse zeigte, zu finden. Wir trafen uns bald, und gingen in unsere alte Schule, das heute bekannte Sophie-Charlotte-Gymnasium, wo wir gemeinsam mit einer weiteren Überlebenden den Schülern unsere Erlebnisse während der Nazizeit erzählten. Ich lernte nun viel über Inges Leben in Berlin und ihre wertvolle Arbeit als geniale Schriftstellerin, durch die sie, so wohlverdient, als berühmte Persönlichkeit in Europa und Israel bekannt ist.

Heute gratuliere ich Dir, liebe Inge, aufs herzlichste zu Deinem 90. Geburtstag und wünsche Dir noch viele gesunde und erfreuliche Jahre!

Gisela May Inge Deutschkron

Als ich Inge Deutschkron zum ersten Mal persönlich kennen lernte, war es anlässlich einer Einladung zu einem weihnachtlichen Essen. Birger Heymann (ein hervorragender Komponist, mit dem ich beruflich oft und mit großem Vergnügen zusammen gearbeitet habe) und seine Frau hatten einen weiteren Gast eingeladen – Inge Deutschkron. Als wir einander vorgestellt wurden, wusste ich natürlich gleich, wer sie ist. Aufgewachsen in einem leidenschaftlich antifaschistischen Elternhaus in der Nazizeit, waren mir ihr Name und ihr aufregendes Schicksal natürlich gegenwärtig.

Ihr lebhaftes Temperament, ihre witzige Art sich auszudrücken, gefielen mir sofort. Der hervorragende Gänsebraten tat das Übrige. Es war ein wunderschöner Abend! Bevor wir uns verabschiedeten, sagte ich: »Ach Gott! Nun kommt ja wieder Silvester. Was mache ich denn da.« Darauf sie: »Da kommst' einfach. Da kommen bestimmt noch einige!« So einfach war das. Ich hatte das Gefühl, als seien wir schon lange miteinander befreundet. Der Silvesterabend einige Tage später war entsprechend fröhlich.

Inzwischen sind wir, so darf ich sagen, Freunde. Nun gratuliere ich einer außerordentlichen Persönlichkeit, die durch ihr Werk und ihr Leben größte und liebevolle Anerkennung von allen Seiten erfährt.

Norbert Frei
Ein Vorbild, das bleibt.
Inge Deutschkron zum
90. Geburtstag

Ich bewundere Inge Deutschkron seit langem, aber kennen gelernt habe ich sie erst vergleichsweise spät. Und auch nicht in Berlin, sondern an einem für »unser« Thema eher ungewöhnlichen Ort, nämlich in Stockholm zu Anfang des Jahres 2000, als die schwedische Regierung – genauer gesagt: der sozialdemokratische Ministerpräsident Göran Persson, der damit nicht zuletzt auf eine Welle rechtsterroristischer Anschläge in seinem Land reagierte – zu einem »International Forum on the Holocaust« lud.

Etwas Vergleichbares hatte ich noch nicht mitgemacht und habe ich seitdem auch nicht wieder erlebt: Eine über drei Tage sich erstreckende Mischung aus interdisziplinärer Konferenz, emphatischer Holocaust-Didaktik und Begegnungen mit Überlebenden des nationalsozialistischen Judenmords. Sehr feierlich und gastfreundlich ging es zu. Aber spätestens als am Eröffnungstag, nach einem Marathon von Grußadressen, auch noch eine Videobotschaft des amerikanischen Präsidenten Clinton abgespielt wurde, war klar, dass das »Forum« vor allem als Bühne gedacht war – für ein politisch hoch aufgeladenes, aber historisch wenig substantiiertes Schaulaufen europäischer und außereuropäischer Regierungsvertreter.

Manche von »uns« beschlichen daher gemischte Gefühle, nicht wenige atmeten tief durch angesichts von Begriffen und Ideen wie »Holocaust Task Force« – und machten doch einigermaßen gute Miene zu dem seltsamen Spiel. Immerhin, so konnte man sich sagen, ging es um wichtige Dinge: Um die Bewahrung der Erinnerung an den Holocaust und um die Frage, wie neuen Genoziden künftig rechtzeitig begegnet werden könnte.

Eine »Stockholmer Erklärung«, von der Diplomatie selbstredend sorgsam vorbereitet, unterstrich die symbolische Bedeutung der Zusammenkunft: »Es ist durchaus angemessen, dass diese erste große internationale Konferenz des neuen Jahrtausends sich dazu bekennt, die Saat einer besseren Zukunft in den Boden einer bitteren Vergangenheit zu streuen. Wir fühlen mit den Opfern, und ihr Kampf ist uns Ansporn.« Indem sie den Judenmord zur

warnenden Botschaft des 20. an das 21. Jahrhundert erklärten, verpflichteten sich die Unterzeichner namens ihrer Regierungen zu neuen Anstrengungen für eine »Erziehung über den Holocaust«. In diesem Sinne sollten Kenntnisse über den Holocaust auch in Ländern vermittelt werden, in denen kein unmittelbarer Zusammenhang mit der eigenen Geschichte besteht. Politisch ging es also um eine Universalisierung der Holocaust-Erinnerung, um ihre Verankerung im globalen Gedächtnis – ohne dass die Frage ernsthaft aufgegriffen worden wäre, ob und wie es auf dem Weg in eine solche »Globalisierung« gelingen könnte, eine Entkontextualisierung des historischen Geschehens zu vermeiden.

Unter dem Eindruck dieser historiographisch wenig reflektierten Agenda ging man am Abend des zweiten Konferenztages zu einer »Remembrance Ceremony«, zu der Stockholms jüdische Gemeinde in die eindrucksvolle Große Synagoge am Wahrendorffsgatan geladen hatte. Es war der 27. Januar 2000, der 56. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, und Ministerpräsident Persson, der das Datum nun auch für Schweden zum offiziellen Holocaust-Gedenktag erklärte, begann seine Rede mit einer Rezipitation. Er sprach das Gedicht eines jüdischen Jungen, der sich im Ghetto von Theresienstadt eines gelben Schmetterlings erinnerte und der später in Auschwitz ermordet worden war.

Das waren anrührende Verse, aber sie trafen auf eine Zeremonie von doch sehr inszenierter Emotionalität. Noch heute erinnere ich mich des Stirnrunzelns meiner Banknachbarin, der ich mich eine halbe Stunde zuvor bekannt gemacht hatte.

Seit diesem ersten Kennenlernen hat mich Inge Deutschkrons kritisch-fragender Blick glücklicherweise des Öfteren getroffen. Und noch jedes Mal, wenn ich ihr begegnen durfte, habe ich ihn als Ermunterung, ja als Aufforderung verstanden. Mit ihrer Skepsis gegenüber allem Pathos und mit der Autorität der Überlebenden demonstriert sie uns Nachgeborenen – Historiker oder nicht –, worum es geht: nüchtern, klar und kritisch für geschichtliche Aufklärung einzutreten. Darin ist Inge Deutschkron uns ein Vorbild. Und zwar eines, das bleibt.

Manfred Heckenauer Liebe Inge,

tja, 90 Jahre, neunzigster Geburtstag, da hätten wir vor 56 Jahren schon dumm gekuckt, hätte jemand gesagt: »Und 2012 feiert ihr in Berlin Inges 90sten!« Es ist so, das ist »Fakt« – »und das ist auch gut so !!!« (Geflügeltes Berliner Wort). Wenn überhaupt, hättest Du bestimmt so etwas gesagt wie » ... na, da piept es woll.«

Allerdings kam ich nun in dicke Verlegenheit, aufgefordert zu diesem Tag etwas über Dich zu schreiben. Was, soll ich nach 56 Jahren »über« Dich schreiben? Weder Roman, noch Essay kann ich, ist hier auch nicht gefragt. So versuche ich's mit diesem kleinen Brief.

Am 8. Juli 1956 begann in der Evangelischen Akademie Tutzing der Politische Club. Ich war in der Evangelischen Akademie in Loccum »Jugendbildungsreferent« ebenso mein Freund und Genosse Ötte Krämer in Bad Boll – wir beiden waren die ersten und einzigen Sozis an Evangelischen Akademien. Wir waren quasi dorthin abgeordnet. Schon vor Beginn hatten wir uns mit einigen Gleichaltrigen zusammen gefunden und auch zusammen gesetzt. Ansonsten waren dort ältere, gesetzelte Leute, Wissenschaftler, Journalisten u. ä.

Zur Eröffnung referierten zwei Politiker – Kurt Georg Kiesinger, Bundestagsabgeordneter, CDU und der Landtagsabgeordnete Wolfgang Döring, FDP aus Nordrhein-Westfalen. Döring war einer der Sprecher der »Jungtürken« in der FDP, die gegen die reaktionären Kräfte in der FDP (z. B. gegen die ehemaligen Nationalsozialisten um den früheren Goebbels-Staatssekretär Werner Naumann) vor allem in NRW angetreten waren. Als Fraktionsvorsitzender forcierte er die erste sozial-liberale Koalition in Nordrhein-Westfalen.

An das Thema dieses Politischen Clubs kann ich mich nicht mehr erinnern. Jedenfalls hielten die beiden Herren die Eröffnungsreferate und das war kontrovers. In der Diskussion unterstützten wir Döring.

Selbstverständlich hatten wir uns beim Abendessen an einen Tisch gesetzt. Da betrat eine junge Frau den Speisesaal. Eine attraktive dunkelhaarige junge Dame in einen indischen Sarong gewandet. Sie schaute sich um, an unserem Tisch war noch ein Platz frei, so kam sie zu uns, hatte uns auch gesucht. Das war der Anfang, Inge im Sarong in Tutzing, so habe ich Dich kennen gelernt.

Wie Du nachher sagtest, hätte es Dich erleichtert, in dieser Veranstaltung »gleichen Geistes Kinder« zu finden. Du kamst via Israel aus Indien.

Nach dem Abendessen ging's dann gleich richtig politisch los. Wir saßen noch zusammen. Kommt Herr Kiesinger an unseren Tisch und fängt an, buchstäblich »zu schleimen«. Du hast ihn noch oft genug erlebt und weißt, was ich meine. Etwa so: Er habe doch festgestellt, dass wir richtige Demokraten seien, kämpferische Demokraten. Deshalb sei er traurig, als er bemerkt habe, dass wir auf diesen Herrn Döring reingefallen seien. Der sei doch ein hoher Hitlerjugendführer gewesen. Das uns – wir, Ötte und ich, sind Pimpfe und Hitlerjungen gewesen und Soldaten »für Führer, Volk und Vaterland« – die Auseinandersetzung damit war der Grund, warum wir politisch geworden waren und Sozis. Das war das erste was wir ihm entgegneten. Ötte wusste einiges über die Vergangenheit von Herrn Kiesinger, u. a. das er nicht nur NSDAP-Mitglied gewesen war, deshalb fragte er: »Herr Kiesinger, wenn ich richtig informiert bin, dann hatten Sie eine hohe Referatsstellung in Goebbels Propagandaministerium, das wurde man sicher nicht ohne ein zuverlässiges NSDAP-Mitglied zu sein. Ist das richtig?« blupp, blupp, blupp war Herr K. weg.

So war unser Start nicht nur politisch, sondern auch gleich verbunden mit »dem Thema«, das uns über die Jahrzehnte nicht mehr losgelassen hat und zu Deinem Thema geworden ist. Gegen alle Widrigkeiten, Rückschläge etc. – und dafür will ich Dir gleich mal danken, denn das können wir nie genug tun.

Zwei Tage später, ich glaube, wir waren beide überrascht, trafen wir uns beim SPD-Parteitag in München wieder. Wir waren also Genoss/innen – sind wir bis heute geblieben, egal ob in der Partei oder draußen – wir haben uns da abgewechselt, jetzt bin ich draußen. Dort stellten wir fest, dass wir auch gemeinsame Freunde hatten. Erinnern kann ich mich an Walter D. Schultz, Sir/Lord Walter, war damals beim Norddeutschen Rundfunk, es waren noch andere, z. B. Heinz Kühn, meine ich, aber genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich nehme an, Du kannst zustimmen, da begann wirklich unsere Freundschaft.

Du gingst nach Bonn, ich war bei den Jungsozialisten im Bundesausschuss und in verschiedenen Funktionen auf Bundesebene und war fast jeden Monat, manchmal auch öfter in Bonn und wir sahen uns regelmäßig. Und ich habe Deinen verdammt schwierigen Start zum Teil mit den unsäglichen Einzelheiten erleben können. Und etwas hat uns dann auch begleitend verbunden: unser Verhältnis zu unserer Partei war nie einfach. Genau und lebhaft erinnere ich mich, sie haben keinen Finger für Dich gerührt – eher das Gegenteil. Du, die Sekretärin von Julius Braunthal, dem ehemaligen Generalsekretär der Sozialistischen Internationale. Sie kannten Dich und Deine Familie. Nur Susi Miller und Willi Eichler haben sich um Dich gekümmert, geholfen, wo und wann sie konnten, geholfen, vor allem Dich freundschaftlich aufgenommen – ISK, erst nach '45 in die SPD gegangen.

Bei allen Problemen, Ärger, Frust – Dein ganz besonderer Berliner Humor, den ich bei Dir gelernt habe, hat geholfen. Und, wir hatten immer 'ne ganze Menge Spaß – wenn ich ganz persönlich an die vielen von Dir phantasievoll selbst gebastelten Orden denke, die ich zu den verschiedensten Anlässen verliehen bekommen habe – »Laudatien« dazu entsprechend.

Es ist höchste Zeit, »zur Sache« zu kommen: Großen, herzlichen Dank für Deine langjährige, zuverlässige Freundschaft, die auch einige Kräche überstanden hat.

Und Wünschen: Ich wünsche Dir von ganzem Herzen (und das habe ich denn irgendwie doch, erstaunt mich ab und an ...) Gesundheit und ganz viel Kraft für die nächsten Jahre, für alles was Du noch vor hast und damit Du uns, hoffentlich, weiter so gut unterhalten wirst, wie wir das gewohnt sind ... damit wir auch noch Spaß haben.

Gute Jahre wünsche ich Dir und mir, dass Du mir in alter Verbundenheit gewogen bleibst.

Manfred

Volker Ludwig Laudatio für Inge Deutschkron

Festrede aus Anlass der Verleihung der Luise-Schroeder-Medaille an Inge Deutschkron, gehalten am 17. April 2008 im Festsaal des Abgeordnetenhauses von Berlin

Es ist gar nicht so einfach, eine offizielle Laudatio halten zu sollen für jemand, mit dem man seit 20 Jahren privat befreundet ist, Feste feiert, lacht, sich freut, schimpft und lästert. Und dann vor einem Publikum zu reden, das diesen Menschen über alle Fraktionen und Generationen hinweg so innigst feiert, dass man angesichts einer so streitbaren Person wie Inge Deutschkron schon wieder misstrauisch werden kann.

Deutsche Ehrungen hatte sich Inge bis vor wenigen Jahren strikt verboten. Das Bundesverdienstkreuz wurde ihr gleich dreimal vergeblich angetragen, das erste Mal 1972, wahrscheinlich aus Freude, weil sie Bonn für immer den Rücken kehrte. Sie wollte keinen Orden mit Hunderten alter Nazis teilen, die unter Adenauer damit bestückt worden waren und Inge das Leben am Regierungssitz unerträglich gemacht hatten.

Erst 1995 machte Inge eine Ausnahme mit dem Moses-Mendelsohn-Preis zur Förderung der Toleranz gegenüber Andersdenkenden und zwischen Völkern, Rassen und Religionen, der ihr zusammen mit dem unvergessenen Heinz Knobloch verliehen wurde. Und 2002 ließ sie sich gerne und ohne Bedenken von Klaus Wowereit den Berliner Landesverdienstorden um den Hals hängen. Den gibt es erst seit 1987. Und von ganzem Herzen Berlinerin war sie immer, ist sie immer und wird sie immer sein, seit sie als Kind mit den Eltern von Finsterwalde an den Prenzlauer Berg zog.

Heute sind wir zusammen gekommen, um Inge Deutschkron zu einer weiteren, besonders hohen Ehrung zu gratulieren: Einem Orden, der einmal jährlich vom Berliner Parlament verliehen wird, falls es sich einig ist: Der Luise-Schroeder-Medaille. »Passt die auch zu Inge?«, fragten wie stets ihre kritischen Freunde. Für Verdienste um die Gleichstellung von Mann und Frau? Doch eher weniger. Dass es für Luise Schroeder ein Hauptthema war,

ist klar. Das Frauenwahlrecht wurde schließlich erst 1919 eingeführt, im Jahr ihrer Wahl zur Reichstagsabgeordneten. Aber wenn man dann liest, mit welcher Wut Luise Schroeder als junge Genossin öffentlich protestierte, als die SPD 1914 die Kriegskredite bewilligte, wenn man erfährt, was für kämpferische, schlagfertige Reden sie hielt, wenn man sich ihr Foto als 32-jährige Abgeordnete ansieht, wie herausfordernd, kess, ja kiebig sie da aus der Wäsche kiekt, und wenn man schließlich auf der Medaillen-Rückseite liest, dass sie ihre Erfüllung besonders darin fand, die Menschen zueinander zu bringen und ihre Abneigung gegen die Diktatur zu stärken, dann scheint diese Ehrung geradezu für Inge Deutschkron erdacht worden zu sein, und man fragt sich, warum sie sie nicht schon in einem anderen Jahr bekommen hat.

Inge Deutschkrons Geschichte ist bekannt. Die zwölf Jahre ihrer gestohlenen Jugend in Berlin unter den Nazis, zuletzt als versteckte Jüdin, kann und muss ich hier nicht schildern. In ihrem Buch *Ich trug den gelben Stern* hat sie diese Zeit mit ihrem ganzen Können als große Journalistin eindrucksvoll und lapidar beschrieben. Millionen haben das Buch gelesen, und Hunderttausende konnten mit dem Grips-Theaterstück *Ab heute heißt du Sara* Inges Geschichte auf inzwischen 40 Bühnen nacherleben.

Im Buch wie im Stück gibt es einen besonders erschütternden Moment, der uns ahnen lässt, wo der Ursprung für die nie nachlassende phänomenale Energie liegt, »power« sagt man heute, die wir an Inge Deutschkron so bewundern. Es ist der 27. Februar 1943, der Tag der so genannten Fabrikaktion, an dem die letzten Berliner Juden abgeholt werden. Alle. Und Inge kann es aus ihrem Versteck beobachten – und fühlt sich schuldig. Als Verräterin. Ein für uns schwer zu fassendes Gefühl, von dem aber so viele Überlebende berichten. Warum gerade ich? Ich gehöre doch jetzt zu ihnen. Dieses Übrig-Bleiben muss doch irgend einen Sinn haben. Ich bin denen, deren Schicksal auch mir zgedacht war, etwas schuldig, ihnen und denen, die mir und anderen das Leben gerettet haben. Wer auch immer lässt mich am Leben, für etwas, das

zu tun bleibt: Zu berichten? Zu warnen? Bis zum letzten Atemzug dafür zu kämpfen, dass sich solches Grauen nie wiederholt?

Im Überleben einen Sinn zu erkennen, wurde den Entkommenen des Holocaust nach dem Krieg ziemlich schwer gemacht. Sie konnten sehen, wo sie bleiben. Niemand kümmerte sich um sie. Sie störten den Verdrängungsprozess, machten die schöne »Stunde Null« zur Farce. Überhaupt hat kein deutscher Politiker je die Emigranten zur Rückkehr eingeladen. Kein Willy Brandt, kein Theodor Heuß, und ein Adenauer schon gar nicht. Inges Vater wäre liebend gerne nach Berlin heimgekehrt. Doch er fühlte sich zu unwillkommen. Inge dagegen wollte bald in Berlin bleiben. Sie lernte, ihre physische und geistige Freiheit zu genießen. Sie trat der wiedererstandenen SPD bei, die sie als ihre Heimat empfand, wie sie es von ihrem Vater kannte. Sie vertraute darauf, dass nunmehr die Antifaschisten die Führungsrolle in Deutschland einnehmen und mit der Politik der Sozialdemokraten ein demokratischer Staat entstehen würde. Die Ignoranz und Taubheit der meisten Mitmenschen hielt sie für eine notgeborene Übergangserscheinung. So machte sie sich mit Eifer an den Aufbau eines anderen, besseren Deutschland auf der Grundlage der sozialistischen Ideale aus der Weimarer Zeit.

Doch im Sommer 1946 geriet sie zwischen die Fronten der Zwangsvereinigung mit der KPD, drohte verhaftet zu werden und zog mit ihrer Mutter nach England, wo sie sich anfangs als »feindliche Ausländerin« mit nächtlichem Ausgehverbot wöchentlich bei der Polizei zu melden hatte. Nach nachgeholtem Abitur und Sprachstudium fand sie einen Heimat-Ersatz erst 4 Jahre später im Büro der Sozialistischen Internationale, wo sie als Sekretärin des Generalsekretärs arbeitete und zahlreiche führende Sozialisten aus aller Welt kennen lernte. In England war sie so oft als Deutsche diskriminiert und beschimpft worden, dass sie sich schon entschlossen hatte, nach Deutschland zurückzukehren, als sie zu einem einjährigen Aufenthalt in Indien und Südostasien eingeladen wurde.

Als Inge Deutschkron 1955 nach Deutschland zurückkehrte, und zwar auf Drängen der Eltern ins ungeliebte Bonn, musste sie zuerst ihre politischen und gesellschaftlichen Erfahrungen aus Asien verarbeiten. »Ich war fest davon überzeugt«, schreibt sie, »dass ich nun die Aufgabe hatte, für Indien zu werben, dass der reiche Westen alles tun müsse, um dem indischen Volk zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen. Diese Mission wurde mein Beruf.«

Ob diese Mission auch eine Ersatzhandlung für ihre eigentliche Absicht war, sich für ein anderes Deutschland einzusetzen, lässt sich nur vermuten. Auf jeden Fall hat ihr Indien-Abenteuer, dem eine Fülle von Berichten und Korrespondenz-Tätigkeit folgte, aus Inge Deutschkron eine engagierte, routinierte Journalistin werden lassen. Für das Ziel, ihrem Überleben einen signifikanten Sinn zu geben, hat sie sich das ideale Handwerk erarbeitet, und damit vor allem den Zugang zur Öffentlichkeit.

Bald wurde Inge bewusst, dass die Realität nicht den Erwartungen entsprach, mit denen sie nach Deutschland zurückgekehrt war. Die Wenigsten verstanden, dass sie mit ihrer Rückkehr ihr Vertrauen in das neue Deutschland ausdrückte und damit zeigte, dass sie zu vergeben bereit war. Mit einer Uneinsichtigkeit und Arroganz diesen Ausmaßes hatte sie nicht gerechnet. Sie stellte fest, dass von Aufarbeitung der Vergangenheit, Gerichtsprozessen über die Täter oder einer nennenswerten Entnazifizierung kaum die Rede sein konnte. Vielmehr beherrschten alte Nazis und Mitverantwortliche für Hitler Wirtschaft und Justiz, und in manchen Ministerien saßen mehr davon als zur Nazizeit selbst.

1960 wuchs Inges Einfluss, als sie zur Deutschlandkorrespondentin der großen israelischen Zeitung Ma'ariv ernannt wurde. Sie war in Bonn als einzige Korrespondentin für Israel zuständig. Ihre Empörung über Figuren wie Globke, 80 % Nazirichter am Bundesgerichtshof, Nazipensionen, die Ignoranz der katholischen Kirche in Sachen eigener Schuld, Antisemitismus, Leugnung von KZs und die wuchernde Akzeptanz einer schamlosen

Verdrängungstaktik schlug sich nicht nur in ihrer journalistischen Tätigkeit nieder und machte sie in weiten Kreisen unbeliebt, besonders wenn sie immer wieder neue Namen von Tätern veröffentlichte.

Ihr erstes Buch ... *denn ihrer war die Hölle. Kinder in Ghettos und Lagern*, das sie 1965 nach den Erfahrungen im Auschwitz-Prozess herausbrachte, wurde von der Bundeszentrale für politische Bildung mit der Begründung abgelehnt, dass es keinen Bedarf gebe. Die Förderung jeglicher Literatur, ich zitiere, »die sich mit der Verfolgung von Juden und Andersdenkenden während der Nazizeit befasst«, sollte eingestellt werden. Als 1966 Willy Brandt zur Entlassung Albert Speers aus dem Spandauer Kriegsverbrechergefängnis einen Blumenstrauß schickte, trat Inge aus der SPD aus und beantragte die israelische Staatsbürgerschaft.

17 Jahre hat sie in Deutschland ausgehalten, und Freunde fragen sie heute noch, warum so lange. Als dann auch noch Sozialdemokraten aus Wahltaktik ihre Ideale opferten und mit Altnazis kungelten, und als Nachfolgegruppen der 68er Studenten den israelischen Botschafter tötlich angriffen, hat es ihr endlich gereicht. 1972 wanderte sie nach Israel aus, erneut auf der Suche nach einer Heimat.

1978 vollendete Inge Deutschkron in Tel Aviv ihre Biographie *Ich trug den gelben Stern*. 30 Jahre hat sie gebraucht, und wohl auch die Distanz zu Deutschland, um die Kraft aufzubringen, dieses Buch zu schreiben.

Sechs Jahre später schickten mir Henning Rischbieter und Manfred Heckenauer Inges Buch mit der Frage, ob es sich nicht für ein Theaterstück eignen würde. Im Grips hatte gerade *Voll auf der Rolle* von Leonie Ossowski Premiere, das sich thematisch so überschneidet, dass es zu der Zeit nicht ging.

1987 lernte ich Inge bei gemeinsamen Freunden kennen. Schon der erste Eindruck war prägend: Sie war so direkt, geradeheraus, ja rotzfrech, sprach berlinerisch, liebte Pointen, war erzählfreudig und zu Späßen aufgelegt, dabei politisch links und kompromisslos – na ja, wie sie halt so ist –, dass ich sofort wusste: Mit der

kommste klar, und noch am selben Abend beschloss, *Ich trug den gelben Stern* auf die Bühne zu bringen.

Zusammen mit Detlef Michel habe ich 14 Monate für den Text gebraucht. Das Problem war die Auswahl, denn Inge schreibt nie eine Zeile zu viel. Weil das Buch auf der Bühne 15 Stunden gedauert hätte, teilten wir es mühsam in über 50 Bröckchen auf, um es endlich auf 33 Bilder zu konzentrieren. Das war nur möglich, weil Inge genau wie uns daran lag, den Jugendlichen möglichst anschaulich zu vermitteln, was damals wirklich geschah, auch auf Kosten biographischer Genauigkeit.

Als ich Inge Ende 1987 in Tel Aviv mit einem Sack voll Fragen aufsuchte, war sie immer noch skeptisch, zeigte es mir aber netterweise nicht. Sie war gerade als Redakteurin des Ma'ariv pensioniert worden und erzählte von Existenz-Sorgen in Israel. Als ich ihr spontan vorschlug, doch nach Berlin zu ziehen, war sie dermaßen entrüstet über diese Geschmacklosigkeit, dass ich schon um den Abbruch der Beziehungen fürchtete, aber sie kriegte sich sehr schnell wieder ein, hatte schließlich schon Schlimmeres erlebt. Später, als sie schon eine Wohnung in Berlin hatte, verstand ich sie plötzlich: Täglich auf alte Leute zu stoßen, die früher ohne Zögern zu ihrer Ermordung beigetragen hätten, war schon ein gruseliger Gedanke. Für Inge war es Realität.

Das große Happy End von Inges Geschichte, das wir jetzt erleben, das vierte ihrer »Vier Leben«, in die sie ihre Biographie aufteilt, ist so bekannt wie ihr erstes. Auch davon wäre stundenlang zu erzählen. Inge kam auf die Proben von *Ab heute heißt du Sara* und war erstmal fix und fertig von dem Schock, sich selbst und ihre Eltern mit ihren Worten auf der Bühne zu erleben. Umgekehrt war Inge für die anfangs noch skeptischen Schauspieler eine Begegnung, die alles veränderte. Die Premiere fand zehn Tage nach den Wahlen vom Januar '89 statt, bei der die Republikaner in Berlin acht Prozent bekamen. Unser Stück war plötzlich, wieder mal, das aktuellste von Berlin. Und ein gewaltiger Erfolg. Während die älteren Zuschauer betroffen an ihrer Vergangenheit

kauten, waren die Jugendlichen hell empört, aufgewühlt, wütend über Inges Schicksal wie über das einer gleichaltrigen besten Freundin, die man verstecken will, weil sie plötzlich abgeschoben werden soll. So verschafften die vielen jungen Menschen im Grips-Theater Inge nach und nach ein neues Vertrauen, in die Zukunft, in die nächste Generation und zu Berlin. Sie wurde fortwährend in Schulen eingeladen, um mehr zu erzählen und sich ausfragen zu lassen, ein ganzes Buch gibt darüber Auskunft, und sie fand sofort den richtigen Ton. Und als zur Zeit von Rostock und Mölln Neonazis Inge mit Briefen und Anrufen terrorisierten, waren es die Kinder und Jugendlichen, die Inge mit Hunderten von Briefen Mut zum Bleiben machten, mit: »Hier ist Ihr Zuhause«, »Lassen Sie uns nicht mit diesen beschissenen Nazis alleine«, oder: »Haben Sie Probleme, dann wenden Sie sich an uns!«.

Elf Bücher hat Inge bis heute geschrieben, darunter die in Romanform verfasste Geschichte *Das verlorene Glück des Leo H.*, ihres einstigen Freundes Hauser, ein wunderbares, ein schreckliches, für mich ihr bestes Buch; dass es im Buchhandel nicht zu haben ist, ist eine Schande.

Ihr Hauptkampf aber gilt den »Stillen Helden«, jenen, die jüdischen Mitbürgern in der Nazizeit geholfen und das Leben riskiert haben und denen sie in *Ich trug den gelben Stern* ein Denkmal setzen wollte. Dass es Tausende von ihnen gab, und dass Inge sie wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rückt, bedeutet auch für Berlin eine winzige Ehrenrettung.

1988, als Inge mit mir die Orte ihrer Verstecke aufsuchte, kamen wir auch in die ehemalige Blindenwerkstatt Weidt. Sie stand offen, verlassen, die Stufen knarrten noch, sagte sie, genau wie damals. Heute ist es ein lebendiges Museum, Sitz ihres Fördervereins »Blindes Vertrauen« und zugleich auch der Ort der künftigen zentrale Gedenkstätte für die »Stillen Helden.« Freunde wie André Schmitz halfen, dass erstmals in Deutschland Gedenktafeln für diese Schutzengel eingeweiht wurden, für die Gumzens, für Grete Sommer, für Lisa Holländer.

Inge Deutschkron hat ihren lebenslangen Kampf, dem Überleben einen Sinn zu geben, längst gewonnen. Das Triumphgefühl hat obsiegt, das braune Pack, das ihr an den Kragen wollte, um über 60 Jahre überlebt zu haben. Und dennoch meint sie manchmal, erst am Anfang zu stehen, so viel bleibt noch zu tun.

In ihrem leidenschaftlichen Einsatz für ein menschenfreundlicheres Zusammenleben und gegen das Vergessen entwickelt sie ständig neue Ideen und fällt jedem auf die Nerven, wenn ihr etwas stinkt, sei es, weil eine ansonsten sympathische Schule nach einem Nazifunktionär benannt war, heute heißt sie Heinrich-Böll-Schule, sei es, dass bei einer Akademie-Feierlichkeit vor lauter Karajan der Name Max Liebermanns vergessen wird.

Neben zahllosen Diskussionen gibt sie Lesungen mit musikalischer Unterstützung von Grips-Schauspielern. Zuhause pflegt sie einen Kreis von Lehrern – und den 1. Mai. Und vor vier Jahren erfand sie das Blumenprojekt. Seitdem besucht eine große Zahl von Schülerinnen und Schülern am Auschwitz-Tag Überlebende des Holocaust mit Blumensträußen.

Am 9. November letzten Jahres schließlich hat Klaus Wowereit im Roten Rathaus die Inge-Deutschkron-Stiftung aus der Taufe gehoben, die das Lebenswerk von Inge mit all seinen Aspekten in die Zukunft führen soll. Wer es also Ernst meint mit seiner Sympathie für Inge Deutschkron, der kann es mit einer Spende für ihre Stiftung aufs Schönste beweisen.

Als ich Inge kennen lernte, war sie fünf Jahre jünger, als ich heute bin. Sie ist in diesen 20 Jahren nicht älter geworden; wir können uns also noch auf viele Überraschungen von ihr gefasst machen.

Eine israelische Freundin meinte, dass es Inge in Berlin so gut gehe, sei vielleicht die späte Entschädigung irgendeines Gottes für ihr schweres Leben. Wir wollen den Lieben Gott besser außen vor lassen und auch mit dem Gut-Gehen etwas vorsichtig sein. Denn das tatsächlich geschehene Unmenschliche bleibt unerklärbar, und für das erfahrene Leid gibt es keine Worte. Die Vermittlung

durch Sprache ist nicht identisch mit Bewältigung. In Inge lebt die Erinnerung weiter. Jedes Erzählen, jeder Besuch unseres Stückes ist auch ein schmerzhaftes Wieder-Erleben. »Inge Deutschkrons Engagement verändert unsere Gesellschaft zum Guten«, sprach Klaus Wowereit. Sie hat endlich die Anerkennung gefunden, die sie verdient, sie ist wieder eine von uns, das macht uns glücklich, dankbar und sehr stolz. Aber Inge hat keine Angehörigen, keine Familie. Wie wir sie brauchen, braucht sie auch uns, das wird leicht vergessen. Sie braucht keine Lobeshymnen, sondern unsere Tatkraft. Nichts zum Grübeln, sondern was zu lachen. Nicht unsere Bewunderung, sondern unsere Wärme. Darum wollen wir sie auch heute nicht auf ein Podest stellen, sondern lieber in die Arme nehmen. In diesem Sinne, Inge, die herzlichsten Glückwünsche zur Luise-Schroeder-Medaille.

Jürgen Keil Inge Deutschkron zum Neunzigsten

Es ist paradox, aber echt gefühlt: je älter ich werde, desto jünger wird Inge Deutschkron. Als ich sie zum ersten Mal sah, kam sie mir vor wie eine engagierte Frau in den besten Jahren, mindestens 30 Jahre älter als ich. Ich saß damals »in der ersten Reihe«, mal wieder ein Sonntag, zwölf Uhr mittags, Frühschoppen mit Werner Höfer und sechs Journalisten aus fünf Ländern. Der Internationale Frühschoppen fing 1952 als Radiosendung an und wurde in den 1960er Jahren als Fernsehsendung beliebt und umstritten. Ich weiß nicht, wie oft Inge Deutschkron in dieser Sendung aufgetreten ist, aber heute noch verbinde ich ihre Stimme und ihr TV-Gesicht mit dem Internationalen Frühschoppen. Als Korrespondentin der israelischen Zeitung Ma'ariv in Bonn diskutierte sie als eine der wenigen Frauen in dieser vorwiegend von Herren besetzten Runde über politische Fragen in der Adenauer-Zeit. Sie brachte frischen Wind in diese Runde, in der Werner Höfer als Moderator unbequeme Fragen zur NS-Vergangenheit übergang, indem er das Weinglas erhob und darauf anstieß, dass man das nun alles hinter sich gebracht hatte.

Inge Deutschkron dagegen sprach gegen das Vergessen, sprach über ehemalige Größen in der Adenauer-Regierung, brachte in den 1950er und 1960er Jahren Konfliktthemen wie Kollektivschuld, Wiedergutmachung, Vergangenheitsbewältigung zur Sprache. Sie ist für meine Generation, die damals die Schleier des Verdrängens und Vergessens lüften wollte, eine wichtige Stimme geworden.

Was der französische Dokumentarfilm *Nacht und Nebel* von Alain Resnais nach 1955 in uns auslöste, hat Inge Deutschkron mit ihrem 1965 veröffentlichten Buch ... *denn ihrer war die Hölle. Kinder in Gettos und Lagern* zum Ausdruck gebracht. Ihre Aufzeichnungen von Zeugenaussagen im Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main 1963/1965 sollten damals »verhärtete Menschen rühren, begreiflich machen, was damals geschah, und daß es für Verbrecher, wenn sie die Macht errungen haben, weder Recht noch Gesetz gibt.«

Steht bei Hannah Arendts Buch zum Eichmann-Prozess in Jerusalem der Blick auf die Täter, die »Banalität des Bösen« im Vordergrund, so erweckt Inge Deutschkrons Buch tiefes Mitgefühl für die Opfer und führt an persönlich nahegehenden Aussagen vor Augen, welche abscheulichen Verbrechen gegen die Menschlichkeit an ihnen begangen wurden.

Unter den Büchern, die wir von Inge Deutschkron besitzen, befindet sich das 1970 in Philadelphia erschienene *Bonn and Jerusalem. The strange Coalition*. Nach Jahrzehnten habe ich wieder darin zu lesen angefangen und konnte gar nicht mehr aufhören zu lesen. Ausgehend vom deutschen Trauma, dem organisierten und systematischen millionenfachen Mord an den Juden (das Wort Holocaust kommt in dem Buch noch nicht vor), beschreibt Inge Deutschkron das Verhältnis von Deutschen und Juden nach 1945 und gibt in klarer Sprache eine Summe der deutsch-israelischen Beziehungen in den 1950er und 1960er Jahren. Als Korrespondentin in Bonn hat sie zahlreiche Fakten durch Interviews belegen können und gab meiner Generation, die damals Schüler oder Studenten waren, den kritischen Blick auf die Schwamm-drüber-Mentalität der Adenauer-Zeit. Sie differenziert sehr genau zwischen Parteienkalkül, medialer und öffentlicher Meinung und gibt uns Antworten zu Themenkomplexen wie Kollektivschuld (die sie damals schon deutlich ablehnt), Wiedergutmachung, Verjährung von Mordtaten, Waffenlieferungen an arabische Staaten und an Israel. Die Eichmann-Entführung und der Eichmann-Prozess 1961, über die wir damals im Deutschunterricht und unseren Familien heftig diskutiert haben, werden von Inge Deutschkron detailliert und mit Denkanstößen gespickt dargestellt. Wir verdanken ihr ein Buch, das heute noch gültige Fragestellungen und Entwicklungen im deutsch-israelischen Verhältnis beschreibt, Zeitgeschichte direkt.

Als wir nach Israel kamen, um dort ein paar Jahre zu leben, waren wir ungefähr im gleichen Alter, um die Fünfzig. Inge Deutschkron zog 1972 um nach Tel Aviv und arbeitete dort wieder

als Korrespondentin. Ihre ersten Artikel schrieb sie auf Englisch, und sie lernte in diesem Alter fleißig Hebräisch. Sie erlebte dort den Ausbruch des Yom-Kippur-Krieges 1973 und 1982 den Krieg im Libanon und die Massaker von Sabra und Schatila, die andauernden Spannungen zwischen Israelis und Palästinensern, den schwierigen Alltag in Israel.

1978 wurde ihr Buch *Ich trug den gelben Stern* im Kölner Verlag Wissenschaft und Politik veröffentlicht. Inge Deutschkron schrieb damit ihre persönliche Geschichte in Berlin während der Nazizeit, die Diskriminierung, Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung, aber auch das Überleben im Untergrund mitten im Berlin der Jahre 1943 bis 1945. Man war damals geprägt von dem Film *Holocaust* und später von Claude Lanzmanns *Shoah*. Juden kannte man damals in Deutschland fast nur als Tote, als Opfer, man war geprägt von der *Todesfuge* von Paul Celan oder vom *Tagebuch der Anne Frank*, die die Verfolgung nicht überlebte

Mit *Ich trug den gelben Stern* hat Inge Deutschkron lebende Juden als Menschen wie Du und Ich dargestellt. Die Geschichte einer Überlebenden, die auch noch berlinerte und so deutsch war, wie man es sich nur wünschen konnte, das war 1978 etwas ganz Neues. Inge Deutschkron hat in ihrem Buch nicht nur die Auswirkungen eines rassistischen und inhumanen Systems auf sich und ihre Mutter geschildert, sie hat auch die nicht verblendeten, normal und menschlich gebliebenen Menschen in Berlin bei ihren Namen genannt, die ihnen geholfen haben zu überleben.

Ich trug den gelben Stern wurde Anfang der 1980er Jahre bereits als Klassensatz in den deutschen Schulen gelesen. Ich stellte es in dieser Zeit auch in den Fortbildungskursen des Goethe-Instituts für ausländische Deutschlehrer vor, die aus Südamerika, Südafrika und Australien kamen. Einige wollten nichts davon hören, aber die meisten haben es positiv aufgenommen und es mit ihren Deutschklassen in ihren Heimatländern gelesen und besprochen. Von meiner Versetzung als Leiter des Goethe-Instituts Tel Aviv habe ich Ende 1988 in München erfahren, genau in der Zeit, als

Volker Ludwig im Grips-Theater *Ab heute heißt du Sara* probte. Zu den Probearbeiten kam auch Inge Deutschkron aus Tel Aviv, und sie schloss in dieser Zeit enge Freundschaft mit den Autoren, den Schauspielern und Musikern des Grips-Ensembles. Die Premiere von *Ab heute heißt du Sara* fand am 9. Februar 1989 statt. Am Ende dieser unvergesslichen Vorstellung betrat Inge Deutschkron selbst die Bühne. Es war für das Publikum ein überwältigend emotionaler Moment, dass die soeben in einer fast vierstündigen Aufführung erlebten »33 Bilder aus dem Leben einer Berlinerin« die Geschichte der Frau war, die leibhaftig vor ihnen stand. In diesen Momenten ist allen klar geworden, dass Inge Deutschkron nach Berlin gehört.

Anfang Oktober 1989 kam ich mit meiner Frau und unseren drei Kindern nach Israel, um die Leitung des Goethe-Instituts Tel Aviv zu übernehmen. Einen Monat später wurde die Berliner Mauer durchlässig, und am 3. Oktober 1990 wurde die deutsche Einigung vollzogen. In meinem Büro hing der Wahlspruch: »Lächle und sei froh, es könnte schlimmer kommen. Und ich lächelte, und ich war froh. Und es kam schlimmer.« Nach der Besetzung Kuwaits im August 1990 kamen immer weniger Gäste nach Israel, und manche Ausländer und Israelis verließen Israel für unbestimmte Zeit. Im Januar 1991 erlebten wir den ersten Golfkrieg in Israel, die Angst vor Iraks Scud-Raketen, die Übungen für den Ernstfall einer Giftgas-Attacke. Wir waren in diesen fünf Wochen im Januar/Februar 1991 vor die Wahl gestellt, trotz der drohenden Gefahr in Israel zu bleiben oder auszureisen. Wir haben in diesen Wochen erlebt, welchem Stress die israelische Bevölkerung ausgesetzt war, und fühlen uns eng verbunden mit den Menschen in der Region Nahost, die mit gespenstischer Regelmäßigkeit alle zehn Jahre einen Krieg durchmachen müssen.

Die Grips-Theater-Inszenierung von *Ab heute heißt du Sara* wurde Anfang der 1990er Jahre in Deutschland ein großer Erfolg, und ich habe mich riesig darüber gefreut, dass schon Ende 1990

eine hebräische Adaption für das israelische Kinder- und Jugendtheater stattfand. Inge Deutschkron kam damals zur Premiere, sie hielt sich damals abwechselnd in Tel Aviv und Berlin auf und verlegte dann ihre Wohnung von Tel Aviv nach Berlin. Sie lernte bei der Premiere in Tel Aviv Jael Berenfeld kennen, eine junge Schauspielerin mit argentinischen Wurzeln, die ihr israelisches Alter Ego Inge spielte. Sie war sehr herzlich und lieb zu ihr nach der Vorstellung, trotzdem hatte ich das Gefühl, dass ihr die Inge-Darstellerin im Grips-Theater näher stand. Schon allein wegen ihrer Berliner Muttersprache.

Die fremdenfeindlichen Brand- und Mordanschläge von Hoyerswerda, Rostock, Mölln und Solingen in den ersten Jahren nach der deutschen Einigung erregten auch in Israel großes öffentliches Interesse. Man diskutierte diesen neuen Rechtsradikalismus, zog Parallelen zur Machtergreifung der Nazis, die israelischen Medien überschlugen sich in ihrer kollektiven Erinnerungskultur. In dieser Zeit hat Inge Deutschkron in Deutschland ihre zweite Jugend wiedergefunden. Sie reiste unermüdlich von einer deutschen Stadt in die andere, zu den Aufführungsorten von *Ab heute heißt du Sara*, zu Lesungen aus ihrem Buch, zu Diskussionen mit jungen Menschen in Deutschland. Sie kämpfte leidenschaftlich für das menschliche Zusammenleben ohne Diskriminierung, gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassenhass. Ich glaube, in diesen zahllosen Begegnungen mit jungen Menschen, denen sie etwas zu sagen hat, denen sie ein leuchtendes Beispiel geben kann, liegt die Quelle ihrer Jugendlichkeit. Sie überzeugt mit ihrer Persönlichkeit, ihrer Geschichte, ihrer starken Präsenz vor dem Publikum. Eine starke Waffe gegen die Vorurteile und Dummheiten, denen sie auch heute noch begegnet, ist ihr Humor. Sie verfügt über ein unerschöpfliches Reservoir von Witzen, die sie treffsicher einzusetzen weiß. Ich habe sie immer wieder von ihr gehört, und habe mit großem Vergnügen ihre Dankesrede auf die Laudatio von Norbert Frei anlässlich der Verleihung des Carl-von Ossietzky-Preises 2008 gelesen. Sie nannte ihren Beitrag

»Lachen in der Not« und hat ihrem Publikum in Oldenburg eine Kostprobe ihrer bitteren jüdischen Witze gegeben.

Für mich und meine Familie ist der Besuch von Inge Deutschkron in Boston im Jahr 1998 unvergeßlich. Ihre Lesungen und Diskussionen in verschiedenen Universitäten und Colleges in Neu-England beeindruckten das studentische Publikum sehr und hat sicher ihr Deutschlandbild, das von den amerikanischen Darstellungen des Holocaust geprägt ist, nachhaltig ergänzt und damit differenzierter gemacht. Es war auch ein großes Vergnügen, mit Inge Deutschkron den ortsüblichen Lobster zu essen.

Im August 2000 hat uns Inge Deutschkron in ihre damalige Berliner Wohnung eingeladen, wir merkten in diesen Gesprächen, dass sie in Berlin angekommen war, sich aber keineswegs zur Ruhe setzen würde. Sie hat seitdem im Gegenteil weitere Bücher veröffentlicht, *Das verlorene Glück des Leo H.*, *Emigranto: vom Überleben in fremden Sprachen*, *Papa Weidt. Er bot den Nazi die Stirn*, *Offene Antworten. Meine Begegnungen mit einer neuen Generation* und 2010 erschien ihr Buch *Überleben als Verpflichtung. Den Nazi-Mördern entkommen*. Sie hat den Förderverein »Blindes Vertrauen e.V.« und das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt begründet. Als ich Inge Deutschkron im August 2000 in Berlin traf, ahnten wir nicht, dass dieser Ort, an dem sich Inge Deutschkron verstecken konnte, zu einer Art Pilgerstätte geworden ist. Das Goethe-Institut Berlin liegt einen kurzen Fußweg davon entfernt, und bei jedem Berlin-Aufenthalt gehörte ein Besuch in der ehemaligen Blindenwerkstatt dazu. So blieb Inge Deutschkron auch in meinen Dienstorten Hongkong und danach in Seoul stets als leuchtendes Beispiel in meinem Bewusstsein, und jetzt, im Ruhestand in Leipzig, einer Stadt, die wir erst nach 2008 entdeckten, ist sie uns so nah wie zuvor überall in der Welt.

Der 90-jährige Konrad Adenauer gebrauchte im Radio auf die Frage, warum er sich 1960 mit Ben Gurion getroffen habe, die Worte: »Also ich meine, das musste ich ja tun. Sehen Sie mal, das Weltjudentum hatte doch große Macht.« Solch ein Wort würde

Inge Deutschkron auch als 90-jährige niemals gebrauchen, und ihr wird sicher auch dazu ein Witz einfallen, der das Unwort »Weltjudentum« entlarvt. Auf Sächsisch käme mir etwa »Weltdeutschduum« in den Sinn, aber Inge weiß sicher etwas Besseres.

Der nicht mehr ganz junge Professor Walter Grab schrieb mir 1997 von Tel-Aviv einen Brief nach Boston, den ich gern an dieser Stelle zitieren möchte: »Die Last der Jahre drückt eben auf dem Buckel, ich merke, dass Jugend eine Krankheit ist, die mit jedem Tage besser wird, aber der einzige Weg, länger zu leben, ist das Altern.«

Von dieser »Krankheit der Jugend« hast Du, liebe Inge Deutschkron, so viel mitbekommen, sie wird mit jeder Begegnung mit jungen Menschen größer. Es wird noch dreißig Jahre dauern, bis sich Dein Lebensweg erfüllt. Heute, im Jahr 2012, wünschen wir Dir von ganzem Herzen »Ad mea ve'esrim !!« – mögest Du gesegnete 120 Jahre jung bleiben!!

Avi Primor
Inge Deutschkron

Inge Deutschkron ist viel mehr als eine außergewöhnliche und wundervolle Persönlichkeit. Sie ist die Personifizierung eines Lebenskapitels des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus. Sie ist ein Spiegel, den man uns Deutschen, Juden und Nichtjuden, Europäern und Israelis vorhält. Ihre Geschichte, seit ihrer Kindheit, ist die der bewegenden Entwicklung der Weltgeschichte, an der uns Inge Deutschkron glücklicherweise in der faszinierendsten Art und Weise teilhaben ließ und weiterhin lässt.

Persönlich habe ich Inge Deutschkron in den späten 1970er Jahren kennen gelernt, als ich Sprecher des Auswärtigen Amtes war und sie die diplomatische Korrespondentin der damaligen größten Zeitung Israels, Ma'ariv. Ich lernte sie zum ersten Mal 1977 auf dem kleinen Flughafen Atarot kennen, als die Sondermaschine des damaligen berühmten österreichischen Bundeskanzlers, Bruno Kreisky, landete. Ausgerechnet auf diesem außergewöhnlichen Flughafen. Bis dahin war mir, als Leser, Inge Deutschkron als die bewegendste langjährige israelische Ma'ariv-Korrespondentin in Bonn bekannt, danach wie gesagt, als deren diplomatische Korrespondentin in Israel. Ihre persönliche Geschichte allerdings kannte ich nicht. Das war aber in Israel nicht außergewöhnlich. In einer Bevölkerung, die in der Überzahl aus Zuwanderung besteht, hat man die Gewohnheit, mit Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen umzugehen. Menschen, die oft spannende persönliche Geschichten haben, die man aber nicht anders als normale Landsleute wahrnimmt. Erst an diesem Jerusalemer Atarot Flughafen, als ich Inge Deutschkron in ihrem Plaudern mit Bruno Kreisky hörte, als ich bemerkte wie gerne die beiden sich miteinander unterhielten und auch lachten, fiel mir auf, dass sie eigentlich keine gewöhnliche Israelin ist.

Danach aber verlor ich den Kontakt mit ihr, abgesehen von ihren Zeitungsberichten, die mir immer sehr wichtig waren. Erst als ich 1993 nach Deutschland kam, nahmen wir den Kontakt zueinander erneut auf und zwar dank ihrer Initiative. Meinen Aufenthalt in Deutschland begann ich mit einem Intensivdeutschkurs

im Goethe Institut in Mannheim. Obwohl ich mit der ersten Stufe anfang , war der Kurs dennoch intensiv und anstrengend, so dass meine Mitschüler und ich ein paar Wochen später, wenn auch mit den größten Schwierigkeiten, schon in der Lage waren, deutsche Bücher zu lesen.

Als Übung haben uns unsere Lehrer Inge Deutschkrons erstes Buch *Ich trug den gelben Stern* nahegelegt. Die Geschichte der jungen Inge Deutschkron, die in diesem Buch erzählt wird, war derartig mitreißend, dass wir uns besondere Mühe gaben, die deutsche Sprache noch intensiver zu lernen, um das Buch besser verstehen zu können. In diesem Buch erzählt Inge Deutschkron ihre Geschichte als Mädchen in den 1930er Jahren und als Überlebende, die in den Kriegsjahren in Berlin untergetaucht ist.

Für mich, der in den Nachkriegsjahren in Tel-Aviv aufgewachsen ist, war dieses Buch eine bewegende und aufschlussreiche Entdeckung eines Aspekts der jüdischen Tragödie, und vor allem der Tragödie der deutschen Juden, mit der ich nicht vertraut war. Es gab nicht viel, das wir in meiner Generation nicht über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust wussten. Wir sind quasi damit aufgewachsen. Haben, wie wir dachten, alles darüber in den Schulen gelernt, in der Gesellschaft gehört, Bücher und Dokumente gelesen und wurden von Zeitzeugen bewegt. Dennoch haben wir all dies aus einem allgemeinen Blickwinkel der europäischen Juden und des israelischen Staates mitbekommen. Wie das in Deutschland gelaufen war, wie langjährig integrierte deutsche Juden die erschreckende Wende der 1930er Jahre in Deutschland durchlebt haben, war mir unbekannt. Inge Deutschkron hat für mich und für so viele andere einen neuen Horizont eröffnet.

Kurz darauf bekam ich in meinem »Versteck« in Mannheim einen Anruf von Inge Deutschkron, die erfahren hatte, dass ich bald darauf mein Beglaubigungsschreiben als israelischer Botschafter in Deutschland dem Bundespräsidenten überreichen sollte. Sie beglückwünschte mich. In diesem Gespräch erfuhr ich, dass Frau Deutschkron ihre Zeitung in Tel-Aviv verlassen musste.

Altersbedingt wurde sie in den Ruhestand entlassen. Nun konnte sie sich neuen Büchern widmen, wie zum Beispiel *Mein Leben nach dem Überleben* oder *Sie blieben im Schatten* und andere, die ich alle später mit dem allergrößten Interesse und Spannung gelesen habe. Wichtiger noch, sie begann sich der Erziehung der israelischen und besonders der deutschen Jugend zu widmen. Anstatt sich nach ihren langen und bewegten Arbeitsjahren ein wenig auszuruhen, lief sie und läuft sie weiterhin von Schule zu Schule, von Gymnasium zu Gymnasium, um den Jugendlichen den Holocaust in einer realistischen und nicht ritualisierten Art und Weise nahezubringen.

In Berlin hatte ich das Privileg, die Erfahrung zu machen, ihr Theaterstück *Ab heute heißt du Sara* im Grips-Theater zu sehen. Das Stück erzählt die Geschichte des Buches *Ich trug den gelben Stern*, das mir doch schon bekannt und dennoch beindruckend und erschütternd für mich war. Wichtiger noch als meine persönliche Erfahrung als Zuschauer in diesem Theater, erschien mir die Beobachtung des Publikums und die Tatsache, dass der Saal Tag für Tag und meist für zwei Aufführungen täglich, mit Gymnasiasen komplett gefüllt war. Deutsche Jugendliche, die im Voraus in ihrem Klassenraum von Inge Deutschkron persönlich den Hintergrund der Geschichte erzählt bekamen, damit sie das Theaterstück besser verstehen und aufnehmen können.

Wenn es die Absicht der Gewissensforschung ist, eine bessere Zukunft zu gewährleisten, dann erzielt man dies weniger durch die unzähligen Rituale, die weltweit und auch in Israel und in Deutschland mit dem Holocaust verbunden sind. Effizient und tiefgreifend wird dieses Ziel durch die unermüdliche Arbeit dieser pensionierten Dame, Inge Deutschkron, erreicht.

Aber diese junge, energische, und tätige Inge Deutschkron gibt sich mit ihrer historischen Arbeit und ihrer Erziehungsarbeit nicht zufrieden. Zu ihren erstaunlichen Errungenschaften zählt des Weiteren auch die Gründung des Museums Blindenwerkstatt Otto Weidt, jener Werkstatt, in der sie eine Weile während des

Krieges untertauchen konnte und in der heute zahlreiche Veranstaltungen stattfinden. Auch versucht sie schon fast seit Kriegsende die Dritte Welt kennenzulernen und die Menschen, die dort leben, der Bevölkerung der Industrieländer bekannt zu machen. Sie will die Menschen der Industrieländer empfindsam in Bezug auf die Lebensbedingungen der Dritten Welt machen. Und zu guter Letzt liegt ihr die Würde und Zukunft Israels ganz besonders am Herzen. Die Sorge um Israel und um dessen Zukunft treibt Inge Deutschkron ununterbrochen an. Sie bemüht sich um den Friedensprozess im Nahen Osten und um bessere Kenntnisse über die Palästinenser, mit denen wir zusammenleben müssen. Sie organisierte Treffen zwischen Israelis, Palästinensern und Deutschen und initiierte Veranstaltungen zu diesem Thema. Und obwohl wir leider noch sehr weit von dem Ziel entfernt sind, gab sie und gibt sie nie auf. Immer wieder hatte auch ich das Privileg, von ihr in Anspruch genommen zu werden und zu ihren Veranstaltungen einen Beitrag zu leisten. Und dafür kann ich ihr nur dankbar sein.

Zu ihrem 90. Geburtstag wünsche ich dieser energischen, fantasievollen und hinreißenden Grande Dame, so weiter zu machen wie bis heute. Die alte jüdische Tradition will es, dass man einem Menschen zu seinem Geburtstag »bis 120« wünscht. Ich wünsche Inge Deutschkron bis 120 in derselben Tätigkeit fortfahren zu können. In unseren modernen Zeiten ist das, besonders für außergewöhnliche Persönlichkeiten nicht unrealistisch.

Ulrich Schürmann
Inge Deutschkron –
Rückkehr nach Berlin

Im Februar 1980 lernte ich Inge Deutschkron auf einer Israelreise kennen. Beim Treffen im ehemaligen Club der Berliner in Tel Aviv mit den Mitgliedern des Präsidiums des Abgeordnetenhauses stellte mich Klaus Schütz der Deutschland-Korrespondentin des Ma'ariv vor. Mein spontaner erster Satz war: »Frau Deutschkron, Ihr Buch habe ich an einem Abend bis tief in die Nacht gelesen.« Daraufhin ihre schlagfertige Antwort: »Dann schulde ich Ihnen also noch eine Nacht.« Es schloss sich ein intensives Gespräch an, bei dem mir besonders immer wieder die Schlagfertigkeit, der Mutterwitz und die scharfe Beobachtungsgabe auffielen. Es folgten Tage in Jerusalem und auf einer Rundreise durchs Land, bis dann zum Abschluss Klaus Schütz als deutscher Botschafter in seine Residenz in Tel Aviv einlud. Und hier kam ich erneut mit Inge Deutschkron ins Gespräch und konnte sie schließlich fragen, ob sie es sich vorstellen könne, für ein bis zwei Wochen im Jahr nach Berlin zu kommen, um in Berliner Oberschulen aus ihrem Buch zu lesen und mit Berliner Schülern über den Holocaust zu sprechen.

Inges Gabe, die Ereignisse dieser Jahre aus der Perspektive einer Heranwachsenden packend und präzise anzusprechen, macht ihr Buch so wertvoll für die Arbeit mit jungen Menschen. Inge war sofort interessiert und bot an, einen Teil ihres Urlaubs für eine solche Lesetour in Schulen zu nutzen. Wir waren uns einig, dass meine Frau und ich die Schulen ansprechen und einen Zeitplan erstellen würden. Noch im gleichen Jahr nahm uns Inge beim Wort und wir organisierten ihre erste Tour durch Berliner Schulen. Die Gewinnung von Schulen, die sich für das Programm zu öffnen bereit waren, gestaltete sich schwieriger, als wir zunächst geglaubt hatten. Nach manchmal zähem Ringen mit dem einen oder anderen Schulleiter kam dann doch eine ansehnliche Liste von Terminen zustande. Das Programm richtete sich vorwiegend an Schüler der 10. Klassen oder der Oberstufe der Berliner Gymnasien und Gesamtschulen. Einige Lesungen fanden vor einer Einzelklasse oder einem Oberstufenkurs im Klassenzimmer statt,

an anderen Schulen wurde ein ganzer Schülerjahrgang mit 100 bis 120 Schülerinnen und Schülern in einem Mehrzweckraum zusammengefasst und bisweilen sah sich Inge Deutschkron in einer vollbesetzten Schaula der kompletten Oberstufe gegenüber.

Ich habe es an meinen eigenen Schülern immer wieder erleben dürfen, Inge Deutschkron wusste die Schülerschaft innerhalb weniger Sekunden in ihren Bann zu ziehen. Besonders im Gespräch mit den Schülern erwies sich Inge immer wieder als außerordentlich schlagfertig, wie sie auch die Ereignisse der Gegenwart mit einbezog und auch Fehlentwicklungen in der Bundesrepublik schonungslos aufgriff. Am Schluss der ersten Tour stand für Inge fest, dass sich der Einsatz an den Schulen lohnt. Sie war bereit, auch in den kommenden Jahren jeweils einige Tage für eine Lesereise in Berliner Schulen vorzusehen. Und es wurde zunehmend leichter, genügend Schulen dafür zu begeistern. Jetzt galt es in der Planung eher zu bremsen, denn drei Schulen an einem Tag waren schon eher eine Zumutung und sollten die Ausnahme bleiben. Aufgrund der häufigen Lesungen stieg auch die Nachfrage durch Lehrer bei der Landeszentrale für Politische Bildung, das Buch *Ich trug den gelben Stern* in größerer Zahl den Schulen zur Verfügung zu stellen. Die Leitung der Landeszentrale beharrte aber darauf, mit einem einmaligen Ankauf ihren Anteil geleistet zu haben. Ein weiterer Ankauf war nicht vorgesehen. Als Kuratoriumsmitglied habe ich mich dann sehr hartnäckig und mit Erfolg für weitere Einkäufe eingesetzt.

Von weniger Erfolg gekrönt waren die Bemühungen, auf der Grundlage von Inges Biographie einen Fernsehfilm zu verwirklichen. Eine kleine Berliner Filmfirma hatte ein Konzept erarbeitet und nach anfänglich vom Sender Freies Berlin signalisiertem Interesse ein Drehbuch erstellt. Anfang der 1980er Jahre kam das Projekt aber nicht voran. Inge bat mich, beim SFB zu klären, ob der Sender doch in die Finanzierung eintreten könnte. Der Filmfirma habe man gesagt, man habe zu dem Thema bereits genug produziert, daran bestehe kein Interesse mehr. Auch mir gelang es

nicht bei mehreren Kontaktversuchen zum SFB, diese Blockadehaltung zu überwinden. Die Zögerlichkeit mit der etliche Schulleiter reagierten, die Verweigerungshaltung bei der Landeszentrale und beim SFB waren offensichtlich Teil des Zeitgeistes. Man habe genug zur Aufklärung über Nationalsozialismus und Holocaust getan. Da waren wir uns mit Inge Deutschkron einig, das konnten wir nicht gelten lassen. Und diese Haltung hat sich zum Glück dann doch stärker durchgesetzt.

Als die Filmidee gestorben schien, haben sich einige Freunde überlegt, wie Inges Buch noch mehr Aufmerksamkeit erreichen könnte. Manfred Heckenauer hat Volker Ludwig Inges Buch ans Herz gelegt und bald darauf haben meine Frau und ich eine Reihe Kulturinteressierter zusammen mit Volker Ludwig und Inge Deutschkron zum Abendessen zu uns nach Hause eingeladen. Mit ihrem Mutterwitz und ihrer unverfälschten Berliner Klappe hat Inge die Runde für sich eingenommen. Und für Volker Ludwig schien klar, hier sitzt eine Frau, die als junges Mädchen offensichtlich genau der Typ frecher Göre war, die sich nichts gefallen lässt und die wie viele Kinder und Jugendliche in den Rollen des Grips-Theaters den Nagel auf den Kopf trifft. Und als *Ab heute heißt du Sara* immer mehr Gestalt annahm, durften wir ihr helfen, in Berlin wieder ein zu Hause zu finden. So gingen wir mit ihr auf Wohnungssuche und Inge begründete einen Zweitwohnsitz in der Gneiststrasse in Grunewald. Nach der Wende bedauerte Inge, dass sie kaum Zugang zu Schulen im Ostteil der Stadt fand. Mehrere Freunde bemühten sich um Lösungen. Ich half eine Lesung mit Inge im Centrum Judaicum zu organisieren, zu der vorwiegend Pädagogen aus den östlichen Bezirken eingeladen wurden. Daraus ergaben sich dann einige Kontakte und auch Einladungen in Schulen.

Inge merkte bald sehr deutlich, dass in den Schulen in Ost und West ein unterschiedlicher Diskussionsstil herrschte, dass sich Lehrer anders verhielten. Sie beklagte die geringeren Kenntnisse im Ostteil zu Judentum und Antisemitismus ebenso, wie das

Weiterleben der aus der DDR stammenden Vorbehalte gegenüber Israel. Und in Gesprächen mit Lehrern in beiden Teilen der Stadt wurde deutlich, dass beide Seiten eher übereinander als miteinander redeten. Also beschloss sie einen Lehrergesprächskreis Ost-West ins Leben zu rufen und bat mich, diese Gesprächsrunde zu moderieren. Weit mehr als zehn Jahre haben sich an sechs oder sieben Sonntagen im Jahr Lehrerinnen und Lehrer bei Inge getroffen, um über Ost und West, verschiedene pädagogische Konzepte, Rechtsextremismus unter Jugendlichen, altem und neuen Antisemitismus und Antizionismus, aktuelle Entwicklungen in Israel und im Nahen Osten, häufig aber auch über tagesaktuelle Entwicklungen im Berliner Schulwesen zu sprechen. Heute sind meine Frau und ich dankbar für mehr als dreißig Jahre Freundschaft mit Inge. Wir haben viel von Inge gelernt, besonders in den vielen auch ernsteren Gesprächen und wir haben erkannt, was es heißt, Überlebende zu sein, mit den traumatischen Erfahrungen der Vergangenheit, die sich nicht abschütteln lassen. Wir bewundern Inges Standhaftigkeit, ihren Mut und ihre Kraft. Ihr Einsatz galt und gilt immer wieder der jungen Generation, auf die sie ihre Hoffnung für eine bessere Zukunft setzt. Sie hat dem Vergessen und Wegsehen den Kampf angesagt und den »Stillen Helden« ein würdiges Erinnern gesichert.

Sarah Nemitz Inge und »Inge«

Als junge Schauspielerin eine abendfüllende Rolle zu spielen macht Angst. Angst zu versagen, sich zu blamieren, Vertrauen zu enttäuschen. Wenn diese Hauptrolle eine Bühnenfigur ist, der ein realer Mensch, ein authentisches Schicksal zugrunde liegt, steigert sich die Angst beträchtlich, verstärkt durch die Sorge, anmaßend zu sein, das Ausmaß des wirklich Geschehenen mangels eigener Erfahrung nicht erfassen zu können.

Als ich anfang die Rolle der Inge in dem Stück *Ab heute heißt du Sara* zu proben, relativierte sich diese Angst schlagartig. Sie wich der Ahnung einer anderen, weitaus existenzielleren Angst. Einem jungen Mädchen wird schrittweise klar, dass die eigene Existenz unerwünscht ist, die vertraute Welt wird feindlich. Mitmenschen müssen allmählich neu kategorisiert werden, nicht mehr in nett oder doof, sondern in Mörder oder Retter, Ermordete oder Gerettete. Die Frage ist nicht mehr primär wen man mag, sondern wem man trauen kann und wen man wiedersieht, wenn man Abschied nimmt.

Es gibt in jeder einzelnen Szene dieses Stückes Grund zur Angst und fast jede Szene zeigt, wie die Angst überwunden werden kann durch Wachheit, Schlagfertigkeit, manchmal mit fast kindlichem Trotz, einer wilden Entschlossenheit, sich das Leben nicht mehr versauen zu lassen als unbedingt nötig.

Aber es gibt auch Momente, in denen man ahnt was dieser Mut kostet und so wohltuend es ist, als kleine Inge Nazijungen verprügeln zu dürfen, so klar wird auch, wie groß die Beschädigungen einer Jugend unter solchen Umständen sind. So habe ich eine kleine Szene, in der es um etwas scheinbar sehr Banales geht, immer als eine der stärksten im Stück empfunden, in der die junge Inge am Türrahmen lehnt, regungslos und selbstvergessen. Sie schaut einem Paar beim Tanzen zu und sagt, darauf angesprochen, »Ich habe noch nie jemanden Tanzen sehen«.

Und es gibt Momente im Stück, die an die Menschen erinnern die es nicht geschafft haben wie die Blinden von Otto Weidt, der sie trotz aller Bemühungen letztlich doch nicht retten konnte.

Die Begegnung mit alldem führte dazu, dass ich mich nach der Premiere mit gerissenen Nerven und einem veritablen Heulkampf wiederfand, unfähig in den allgemeinen Jubel über eine gelungene Vorstellung einzustimmen. Was ist schon eine Theaterpremiere gegen den Holocaust?

Und dann stand plötzlich Inge vor mir. Die echte Inge, strahlend, bestens gelaunt und voller Unverständnis für die überkandidelte Reaktion der jungen Schauspielerin. Ich hatte dann das Glück, sie näher kennen zu lernen und ich bin nie wieder einem Menschen begegnet, der so frei von Angst ist.

Und diese Freiheit ist ansteckend. Und Inge hat sehr viel dafür getan, dass viele Menschen nicht nur einen sehr viel genaueren Eindruck von historischen Ereignissen bekommen, sondern auch einen Eindruck von persönlichem Mut und dieser inneren Freiheit, die sich auch unter Umständen, die ein Maximum an Unfreiheit bedeuten, ausbilden kann.

Ich höre Inge jetzt förmlich sagen: »Aber ich habe doch gar nichts gemacht, die anderen haben alles riskiert.« Und auch das gehört zu den extrem lebenswürdigen Seiten von Inge, die aufzählen jeden Rahmen sprengen würde.

Gabriele von Arnim Inge Deutschkron

Es war eine große Gesellschaft, in der ich sie zum ersten Mal sah. Eigentlich nur sie sah. Diese kleine, blitzende, energische Person mit den hellwachen Augen, die herausfordernd in die Runde schauten. Wir redeten miteinander. Und ich war gleich gefangen.

Vielleicht waren wir gemeinsam entsetzt über einen Satz eines deutschen Politikers, den wir als antisemitisch empfunden hatten? Ich kann mich nicht erinnern.

Es muss Anfang oder Mitte der 1990er Jahre gewesen sein. Da hatten wir den Grafen Spee aus Korschenbroich schon hinter uns, der zur Sanierung des kommunalen Haushalts »ein paar reiche Juden erschlagen« wollte.

Erst im Laufe des Abends erfuhr ich, wer sie war. Inge Deutschkron. Und ich war froh, das nicht vorher gewusst zu haben. Vielleicht hätte ich dann vor Ehrfurcht nicht gleich so schwungvoll mich empören können mit ihr.

Ich kannte einiges von dem, was sie geschrieben hatte. Ich hatte gelesen über sie: ihre Courage, ihren schnellen Witz und ihre große Fähigkeit, jungen Leuten über die Zeit der Verfolgung zu berichten – ohne Abwehr hervorzurufen. Wie es ja oft geschieht, wenn sich Anklage mischt in die Aufklärung – und Nachgeborene sich nicht angesprochen fühlen wollen. Inge Deutschkron konnte und kann vermitteln: Ihr seid nicht schuld an dem, was war – aber verantwortlich für das, was wird.

Erst Jahre später sah ich im Grips-Theater ihr Stück: *Ab heute heißt du Sara*. Und hatte fast noch nie so überzeugend erlebt, wie zeitlos man Geschichte erzählen kann. Wie man den abstrakten Begriff Auschwitz, wie man die unfassbare Zahl der Verfolgten und Ermordeten fassbar machen kann. Denn vor dem Massenmord war die Menschenverachtung. Die Ausgrenzung. Und das konnte jeder sehen, der nicht »der Phantasielosigkeit des Herzens« erlegen war, wie Karl Jaspers das einmal nannte.

Jede Schulklasse, so fand ich, müsse sich diese fantastische Aufführung ansehen. Nicht nur um zu wissen, wie es damals war, sondern auch um zu begreifen, wie man sich heute verhalten sollte.

Schwer zu sagen, was mich am meisten beeindruckt an dieser Frau. Vielleicht ist es ihr furchtloser Schneid. Den sie sich nicht hat abkaufen lassen. Nicht vom »Antizionismus« der 68iger – sie zog nach Tel Aviv – und auch nicht von empörten Reaktionen deutscher Juden, als sie sich aufmachte, die Stillen Helden unter jenen (nichtjüdischen) Deutschen zu ehren, die sich getraut hatten, bedrängte und mordbedrohte Juden zu verstecken, ihnen zu helfen.

Sie ist eine unglaubliche Kämpferin. In alle Richtungen. Und eine, die sich keine Verzweiflung erlaubt. Jedenfalls nicht öffentlich. Lieber noch drei Leute anrufen, die helfen könnten, als klein beizugeben, stillzuhalten. Eine Frau, die man sich nicht einmal als Vorbild nehmen kann, weil sie so verwegen tut, was in ihren Augen getan werden muss. Wer kann da schon mithalten. Und das in einem Alter, in dem die meisten anderen Menschen die Weltgeschichte dösend aus dem Lehnstuhl betrachten.

Das ist vermutlich die wichtigste Botschaft. Für alle Generationen: Nicht dösen, sondern hingucken. Sehen, wahrnehmen, fragen, wissen wollen, eine eigene Meinung bilden und sie hinausrufen in die Welt. Auch in die kleine Welt von Familie, Freunden und Nachbarn.

Herzlichen Glückwunsch, Inge Deutschkron. Zum Geburtstag und zu dieser großen und beharrlichen Beherztheit, mit der Sie auch und gerade das in die Welt rufen, was die Welt nicht hören möchte.

Peter Ensikat Geburtstage mit Inge Deutschkron

Inges Geburtstagsfeiern sind immer etwas ganz Besonderes. Schon auf die Wahl der »Austragungsorte« verwendet sie viel Mühe und Phantasie. Dank der vielen Geburtstage, die ich mit ihr und der ganzen Inge-Familie feiern durfte, habe ich so manche schöne Lokalität, so manchen Geheimtipp in Berlin und Brandenburg kennen gelernt, wo ich ohne sie vermutlich nie hingekommen wäre. Selbstverständlich hat sie einen ihrer jüngeren Geburtstage auch in unserer gemeinsamen Geburtsstadt Finsterwalde gefeiert und dort ein Sterne-Restaurant entdeckt, von dem ich alter Finsterwalder nichts wusste und das man dort auch nie und nimmer erwartet hätte.

Ich habe mich als junger Mensch lange dafür geschämt, ausgerechnet aus so einer Kleinstadt zu stammen. Mein Großvater, ein »Berufsberliner«, hatte mir als Kind voller Mitleid gesagt: »Das steht dein Leben lang in deinem Personalausweis.« Von Inge habe ich gelernt, diese falsche Scham ein für allemal abzulegen. Denn wie viele Leute können sich einer Berlin-Geburt rühmen, aber wie wenige haben das Glück, von sich sagen zu dürfen, dass sie in Finsterwalde zur Welt gekommen sind? Das Finsterwalder Sängergesang musste, glaube ich, zu jedem Inge-Geburtstag – wo immer wir gerade feierten – gesungen werden und zwar von Gästen aus aller Welt, die sich da trafen. Zu Inges Freundeskreis gehören nun mal Menschen aus der ganzen Welt.

Inges Talent, Feste zu feiern und dabei die verschiedensten Leute zusammen zu bringen, ist bemerkenswert. Der Freundschaft mit ihr verdanke ich viele andere Freunde, die ich bei ihr oder durch sie kennen lernte. Dabei ist Inge durchaus wählerisch. Sie nimmt nicht jeden, und wer es einmal mit ihr verdorben hat, der hat es nicht ganz leicht, wieder in die Familie aufgenommen zu werden. Denn wir sind so etwas wie eine Familie, und da gibt es eben auch mal das, was nun mal zum Familienleben gehört, den einen oder andren kleinen Krach. Aber spätestens beim nächsten Geburtstag kann man sich ja wieder versöhnen.

Kennen gelernt habe ich Inge Deutschkron kurz nach dem Mauerfall. Mein Freund Volker Ludwig rief mich an, um mir ihren Besuch anzukündigen. Sie hatte gehört, dass ich aus Finsterwalde stamme, und das reichte, um mich kennen lernen zu wollen. Da sage noch einer, in Finsterwalde geboren zu sein, sei nichts wert. Ich wusste natürlich von ihr, hatte ihr Buch *Ich trug den gelben Stern* gelesen und die Dramatisierung unter dem Titel *Ab heute heißt du Sara* im Grips-Theater gesehen. Natürlich hatte ich – in Kenntnis ihrer Biographie – große Hochachtung vor ihr. Aber was mich dann genauso beeindruckte, war ihre ungebrochene Tatkraft, ihre Lebenslust und ihr Lebensmut.

Als wir im Jahr 1993 zum ersten Mal zusammen in unsere Geburtsstadt Finsterwalde kamen, musste sich der Bürgermeister der Stadt bei Inge entschuldigen für Nazischmierereien an den Hauswänden dort, an denen die Leute gleichgültig vorbeigingen. Ich fand es zum Verzweifeln, dass so etwas noch oder schon wieder möglich war. Inge sagte nur: »Verzweifeln hilft nicht. Wir müssen was dagegen tun.« Etwas tun, das war und ist für sie Lebensmotto. Sie war ja schon seit langem aktiv in der Arbeit mit Kindern, war oft in Schulen gegangen, eingeladen von engagierten Lehrern, um Kindern und Jugendlichen aus ihrem Leben zu erzählen, ihnen aus eigener Erfahrung zu schildern, was Nationalsozialismus war.

Der Berliner Schriftsteller Peter Schneider hatte Anfang der 1990er Jahre, als in Deutschland mal wieder Asylbewerberheime angezündet wurden und der Fremdenhass ungekannte Ausmaße angenommen hatte, eine Aktion initiiert, *Courage gegen Hass*. Wir – Schriftsteller, Künstler aller Art und Herkunft – gingen in Schulen, um mit den Schülern über gewaltfreies Zusammenleben zu diskutieren, uns mit ihnen spielerisch über Gewalt und Ausgrenzung auseinanderzusetzen. Für Inge war das, wie gesagt, nichts Neues. Sie hatte sich auch schon vorher dieser Aufgabe gestellt.

Ich weiß nicht mehr, wer von uns – Inge oder ich – die Idee hatte, das einmal gemeinsam zu versuchen. Wir erzählten unser so unterschiedliches Leben in zwei so unterschiedlichen Diktaturen.

Inge sprach von Ihrer Kindheit und Jugend im Dritten Reich, ich über mein Leben in der DDR. Trotz der Unvergleichbarkeit beider Systeme gab es da Parallelen im Verhalten der Menschen. Zivilcourage brauchte man da wie dort und – das meinten die Schüler in den Diskussionen danach fast immer – auch heute, in der Demokratie braucht man Mut, wenn es darum geht, den Schwächeren gegen den Stärkeren zu verteidigen. Gerechtigkeit ist eben keine Selbstverständlichkeit, die sich irgendwann von selbst durchsetzen wird, sondern muss immer wieder erkämpft werden.

Inge ist so eine unermüdliche Kämpferin für Gerechtigkeit. Sie engagiert sich, wo immer sie es nötig findet und nimmt es hin, wenn sie sich damit nicht nur Freunde macht. Ja, sie kann sehr ungemütlich werden, wenn sie Unrecht wittert. Aber sie kann auch sehr praktisch werden, wenn es darum geht einem Anderen, Schwächeren, in Not Geratenen zu helfen.

Solche wie Inge Deutschkron gibt es zu wenige.

Bruder Lukas Ruegenberg, OSB Für Inge Deutschkron

Glauben Sie mir, liebe Inge Deutschkron, dass auch ich mich mit Ihnen freundschaftlich verbunden fühle. Das erste Mal allerdings haben Sie das offen ausgesprochen. Es war anlässlich der Buchpräsentation von *Papa Weidt* in den Räumen der Rosenthaler Straße. Sie sagten damals vor einem liberalen Publikum: »Sie kennen ja meine Einstellung zur Kirche, und jetzt bin ich mit einem Mönch befreundet, der das *Papa-Weidt*-Buch illustriert hat.« (um es Nichtwissenden mitzuteilen: Ich bin Ordensbruder aus der Abtei Maria Laach, bin Maler und Sozialarbeiter).

Ich selber, um es ein wenig ausführlicher zu sagen, bin altersmäßig ein Zeitzeuge. In Berlin-Charlottenburg habe ich während des Krieges gelebt. In unserem Haus wohnte damals ein jüdisches Ehepaar als Untermieter. Wir waren mit der Familie befreundet. 1942 wurde sie deportiert. Drei kleine »Stolpersteine« erinnern spät daran, dass diesen lieben Menschen ein so entsetzliches Schicksal widerfahren ist.

Dann las ich das Buch: *Ich trug den gelben Stern* von Inge Deutschkron. Ich erfuhr, dass sie sich in Straßen, in denen ich als Kind gespielt habe, versteckt hielt. Da ich auch Kinderbuch-Illustrator bin, wuchs der Gedanke, über die Geschichte von Otto Weidt ein Kinderbuch zu machen. Also fuhr ich nach Berlin und lernte Inge kennen – noch in ihrer alten Hochhauswohnung in Berlin-Grünwald. Sie sagte: »Mein Name ist am Haus und am Klingelschild nicht vorhanden. Da steht eine Kaffeefirma.« Sie erklärte, dass sie bis heute Nachstellungen ausgesetzt sei.

Nun standen wir uns am Eingang ihrer Wohnung gegenüber. Sie prüfte mich sehr kritisch. Als ich dann Monate später wieder bei ihr war und die Aquarelle zum gemeinsamen Buch vorlegte, war der Bann gebrochen. Sie war begeistert, und ich lernte eine Frau kennen von ungewöhnlicher Tiefe, Freundlichkeit und Mut. Sie hatte viel mitgemacht. Jedes Mal, wenn ich in Berlin war – vielleicht einmal im Jahr – gab es dort einen Menschen, den ich sehr gerne besuchte. Es kam die Zeit, da das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt in der Rosenthaler Straße aufgebaut wurde.

Ich brachte meine Freunde mit, und alle lernten diese Frau mit ihrer Möglichkeit, das zu vermitteln, was sie erlebt und erlitten hatte, kennen.

So wurden wir im wahren Sinne des Wortes *Freunde*, und das über viele Jahre.

Was mich sehr beeindruckt: Um Inge Deutschkron war immer eine Atmosphäre der Toleranz. Ein Beispiel aus der anfänglich erwähnten Buchpräsentation: Das Buch *Papa Weidt* wurde vom Butzon und Bercker-Verlag verlegt – übrigens heute in der 4. Auflage. Ich erinnere mich an den unvergessenen Pit Steenmanns (Mitarbeiter des Verlages, der später an Krebs starb). Er meldete sich zu Wort und sagte lächelnd: »Wir bringen in unserem Verlag Gebetbücher heraus – und stellen uns hier diesem Thema *Holocaust*. Das freut mich, und hier ist der Ort, wo man so etwas offen sagen kann.«

In den dazwischen liegenden Jahren besuchten wir Inge in Berlin. »Wir« – das sind Erwachsene und Jugendliche vom »Kellerladen« e. V. in Köln, mit denen ich arbeite. Immer erzählte sie uns ihre Geschichte. Und ich denke, so haben viele von diesen jungen Leuten aus erster Hand die Realität des NS-Regimes erfahren.

Inge Deutschkron besuchte uns in Köln. Ich sehe sie noch, wie sie in unserem Eisenbahnwaggon, den wir in unserem Viertel als Kommunikationsstätte aufgestellt haben, hinter einem Berg Kuchen verschwand. Mein Traum, sie einmal in meinem Atelier sitzen zu sehen, hat sich nicht erfüllt.

Aber bei mir ist es so: Große Städte werden für mich nur lebendig, wenn ich dort Menschen kenne. Denke ich an Berlin, dann ist es Inge Deutschkron.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag
Von allen Kellerladenleuten!

Volker Hobrack Eine Gedenktafel für Otto Weidt

Anfang 1991 erhielt ich über die Bezirksverordnetenversammlung Mitte die Anfrage von Frau Inge Deutschkron, ob jemand im Stadtbezirk Mitte sich für ein Erinnerungszeichen am Haus Rosenthaler Straße 39 zuständig fühlt. Ich kannte weder das Haus näher noch die nachgefragte Geschichte. Der Gebäudekomplex machte einen jämmerlichen Eindruck des Verfalls. Besonders der Seitenflügel war schäbig und verfallen, im zweiten Hof war sein Dachgeschoss schon in einem ruinösen Zustand. Hier ein Erinnerungszeichen anbringen? Auch die Straßenfront war nicht viel besser und zusätzlich mit den Zetteln und Plakaten der neuen Besetzerbewohner verziert.

Befreundete Historiker halfen mir bei der Recherche. Ich wollte nicht ohne Vorkenntnisse Kontakt zu der mir bis dahin unbekanntem Publizistin aufnehmen. Frau Deutschkron fragte mich dann, ob ich mir zutraue, eine Gedenktafel für Otto Weidt zu realisieren. Ich sei doch BVV-Verordneter, außerdem Mitglied in der ihr sympathischen SPD und interessiere mich für geschichtliche Themen. Ihr Buch *Ich trug den gelben Stern* überzeugte mich restlos von der Notwendigkeit einer Tafel für diesen stillen Helden. Die Eigentümerrechte vertrat ein Rechtsanwalt vom Kurfürstendamm: Bei ihm fragten wir beide telefonisch an und nach einer hinhaltenden Antwort habe ich auch einen Brief mit der Bitte um Zustimmung zur Anbringung einer Gedenktafel an ihn gerichtet. Aus seinen Antworten ging hervor, dass er persönlich ja nichts gegen eine derartige Tafel hätte, aber die Gesamtheit von ca. 30 erbberechtigten Nachfahren des früheren Eigentümers Dr. Wachsner weltweit anzufragen, ginge nicht. Was konnten wir tun ohne Zustimmung des Hauseigentümers bzw. dessen gesetzlichen Vertreters? Ich wusste vorerst keinen Rat.

Könnte ein BVV-Beschluss und die Unterstützung des Bezirksamtes einen Rechtsanwalt zum Einlenken bewegen? Das Einbeziehen der demokratischen Öffentlichkeit war mir als bisheriger Ost-Berliner neu und erforderte auch Kontakte und Absprachen mit gleichgesinnten Verordneten und zu den genauso

neu angetretenen Kommunalpolitikern. Doch ich bekam für einen diesbezüglichen Antrag die Unterstützung meiner Kollegen und die von Baustadträtin und Bürgermeister. Doch eine Zustimmung des Hauseigentümers ersetzte sie nicht.

Inge Deutschkron ging andere Wege. Ihr Motto war: Es wäre doch gelacht, wenn wir in dieser Stadt nicht Unterstützung durch prominente Berliner finden würden. Sie schrieb im Januar 1993 an die damalige Präsidentin des Abgeordnetenhauses Frau Dr. Hanna-Renate Laurien. Auf eine erste zurückhaltende schriftliche Antwort an Frau Deutschkron folgte dann aber ein Schreiben der Präsidentin an den Rechtsanwalt, in dem sie sich nun doch deutlich für das Anbringen einer Gedenktafel aussprach. Gleichzeitig habe ich an den Rechtsanwalt in gleicher Absicht geschrieben und auch seine ablehnende Haltung erfahren. Er sähe sich außerstande sich an ca. 30 anspruchsberechtigte weltweit verstreute Erben zu wenden und um Zustimmung zu bitten. Auch bei meiner persönlichen Vorsprache blieb er uneinsichtig und kanzelte mich als unzuständigen Kommunalpolitiker ab. Dabei hat er zumindest alle meine klischeehaften Vorurteile über »Besserwesis« bestätigt. Vielleicht wäre diese erste Gedenktafel doch noch gescheitert, wenn nicht die überzeugende Argumentation von Inge Deutschkron gegenüber der Präsidentin des Abgeordnetenhauses diese dazu bewegt hätte sich für das Vorhaben einzusetzen. Wörtlich Inge Deutschkron: »Sie werden verstehen, liebe Frau Dr. Laurien, dass es mir am Herzen liegt, diesem Mann ein Denkmal zu setzen, zugleich aber auch dafür zu sorgen, dass seine Taten bekannt werden.« Das zeigte doch Wirkung und umgehend wandte sich Frau Dr. Laurien an die Wohnungsbaugesellschaft Mitte (WBM) als treuhänderische Verwalterin des Grundstücks »dieses Anliegend wohlwollend zu prüfen. Erfahrungsgemäß bedeutet eine Gedenktafel eine Wertsteigerung für das entsprechende Gebäude. Außerdem darf ich Ihnen mitteilen, dass Herr Rechtsanwalt U., der die Rückübertragungsansprüche eines Teils der Erben vertritt, keinerlei Bedenken gegen die Anbringung der

Tafel hat«. Nun auf einmal die Sinnesänderung, die Blockade der Zustimmung war gebrochen.

Jetzt wäre auch die bezirkliche Bauverwaltung bereit gewesen, die Realisierung zu unterstützen. Die WBM war allerdings schneller und ich musste dem WBM-Geschäftsführer zeigen, wo die Tafel angebracht werden sollte. Die Fassade im Bereich des Eingangs zur Hofdurchfahrt wurde malermäßig instandgesetzt.

Die Einweihung der Tafel fand dann am 13. Mai 1993 statt. In den Hof kamen viele Menschen aus der Nachbarschaft, aus der Kommunalpolitik, aus der Jüdischen Gemeinde, Freunde von Inge Deutschkron und Schauspieler des Grips-Theaters. Inge hielt eine Ansprache vom Treppenpodest und erinnerte an Otto Weidt, der vielen Gästen unbekannt war. Siegrun Klemmer, Mitglied des deutschen Bundestages, schrieb am nächsten Tag, dass es »eine gelungene Veranstaltung war, die hoffentlich dazu beiträgt, die Erinnerung an das pulsierende Leben rund um die Rosenthaler Straße vor 1933 zu beleben.« Gleichzeitig wurde eine erste Ausstellung in den benachbarten Hackeschen Höfen über »Juden im Widerstand« gezeigt.

Es war der Beginn der Erfolgsgeschichte »Blindes Vertrauen« die noch jahrelange Bemühungen erforderte, bis das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt entstand, und es war für mich der Beginn der Bekanntschaft und Zusammenarbeit mit Inge Deutschkron. Ich habe dabei ihre Intelligenz und energische Ausdauer kennen gelernt, sich gegen Widerstände durchzusetzen und andere Menschen für die Ehrung »Stiller Helden« zu gewinnen. Das war von Anfang an bewunderungswürdig und ist es noch heute.

Ilka Keuper
Inge Deutschkron
zum 90. Geburtstag

Zum ersten Mal in Kontakt gekommen mit Inge Deutschkron bin ich Anfang der 1980er Jahre. Nicht persönlich, aber durch ihr Buch *Ich trug den gelben Stern* ist sie zum ersten Mal in mein Leben gekommen. Diese authentische Lebensgeschichte einer versteckten Jüdin, ohne Pathos und sehr spannend geschrieben, hat mich sehr berührt. Und ihre Erzählungen über die Deutschen, die ihr und ihrer Mutter geholfen haben, haben mir Trost gespendet. Es hat also doch auch Deutsche gegeben, die den Verfolgten geholfen haben.

Ich bin zwei Jahre vor Kriegsende in Hamburg geboren. Durch die Träume meiner Kindheit und Jugend geisterte eine schwarz-weiße Szene aus dem französischen Dokumentarfilm *Nacht und Nebel*; sie zeigt einen abgemagerten Menschen, der eine Schubkarre mit quer übereinanderliegenden, zu Skeletten abgemagerten toten Menschen schiebt. Wir waren etwa dreizehn Jahre alt, als uns dieser Film gezeigt wurde. Wir haben nicht wirklich verstanden, was da geschehen war – nur, dass es unvorstellbar grausam und furchterregend war. Wie sollte man sich das vorstellen? Wer war schuld daran, dass diese furchtbaren Dinge passiert sind? Und warum?

Überzeugende Antworten auf meine Fragen habe ich nicht erhalten – nicht in der Familie und nicht in der Schule.

Es war – naturgemäß – nicht die einzige Frage, die mich in meiner Jugend umgetrieben hat. Aber sie war ziemlich wichtig und ich habe immer versucht, etwas dazu zu erfahren und zu verstehen. Das Buch *Ich trug den gelben Stern* bleibt ein besonders blanker Stein in dem Mosaik, das ich mir zusammengetragen habe. Niemals hätte ich geglaubt, die Autorin einmal persönlich kennen zu lernen.

Es war im Jahr 2003, als ich dann Inge Deutschkron in Berlin persönlich getroffen habe; bei einer Lesung im Berliner Rathaus, und sie war so eindrucksvoll wie ich sie mir vorgestellt hatte.

Viele Menschen wissen, wie anregend Gespräche mit Inge Deutschkron sind. Aber wissen sie auch, wie schön es ist, mit ihr

zu singen? Durch sie habe ich den Spaß am Singen wieder entdeckt. Es ist wie sie sagt: gemeinsam zu singen macht Freude und verbindet emotional. Und Inge Deutschkron wirkte sehr jugendlich als sie nach unserem (wir waren zu viert) Schmetterln der »Internationalen« in ihrer Wohnung verschmitzt fragte: »Was meine Nachbarn wohl denken?«

Inge Deutschkron hat außerordentliches für die Erinnerungskultur in Berlin geleistet: Sie ist entscheidend an der Gründung und dem Erfolg des Museums »Blindenwerkstatt Otto Weidt« beteiligt, sie hat für die Gedenkstätte »Stille Helden« die intellektuelle Grundlage geschaffen und die Gründung initiiert. Viele Stolpersteine und Gedenktafeln für Verfolgte und Retter sind ihr zu verdanken. Im Jahr 2006 hat sie die Inge Deutschkron Stiftung gegründet, die sich u. a. dem Ziel widmet, jungen Menschen über den Schulunterricht hinausgehende Kenntnisse der Vergangenheit zu vermitteln und sie davon zu überzeugen, dass sie einer der engagierten, couragierten und toleranten Menschen sein könnten, die unsere Gesellschaft für die Gestaltung eines friedlichen Miteinanders braucht.

Inge Deutschkron bei ihren nicht nachlassenden Aktivitäten und der Umsetzung ihrer vielen Ideen helfen zu können, war und ist mir eine Freude.

Wie schon von einem anderen Freund gesagt: Inge braucht tatkräftige Unterstützung, Wärme, Verlässlichkeit und Freundschaft. Die wollen wir ihr schenken.

Liebe Inge, herzliche Glückwünsche zum 90. Geburtstag.
Es gibt noch viel zu tun – wir packen es gemeinsam an!

Jan-Philipp Beck An einem Tisch mit Inge Deutschkron

Dieser Tisch ist immer vorzüglich gedeckt. Inge ist eine wunderbare Gastgeberin. Am Tisch von Inge wird viel gelacht und es ist eine große Ehre und ganz wunderbar, dabei sein zu dürfen. Auch wenn ich nicht zu Inges Weggefährten oder engen Freunden gehöre, ist es für mich doch stets ein aufrüttelndes und lehrreiches Erlebnis, Inge zu erleben und dafür bin ich sehr dankbar. Warum?

Es muss erlaubt sein, kurz auszuholen: Wie viele meiner Generation hatte ich das Glück, im heutigen Europa aufzuwachsen. Der Eiserne Vorhang fiel als ich sieben Jahre alt war. Mit dem Orchester, dem Europäischen Jugendparlament und der Schwarzkopf-Stiftung habe ich Europa entdeckt. Doch auch die Erinnerung an die Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands und den Holocaust habe ich als sehr präsent erlebt. Dass meine Großmutter von mir bereiste Orte in der ehemaligen Sowjetunion nur aus Kriegsberichten kannte und ein Großonkel nachdenklich wurde und sagte, dass er es erstaunlich fände, dass Deutsche in die Ukraine einfach so einreisen könnten »nach all dem, was passiert ist«, rüttelte auf. So langsam füllte sich der Rucksack, den man als Deutscher mit sich durch Europa trägt. Der ist nicht ganz leicht zu tragen, aber es ist auch eine Menge Stoff darin, aus dem sich heute viele Brücken bauen lassen.

Ich habe Inge das erste Mal bei der Enthüllung einer Tafel am Hause eines ihrer Retter erlebt. Die Geschichte der »Stillen Helden« und die von Otto Weidt waren für mich ein völlig neuer Teil deutscher Geschichte. Inge hat das damals mit so viel Emotion und Engagement, aber auch Ironie und Witz vorgetragen, dass ich sehr beeindruckt war. Inge hat den »Stillen Helden« wieder eine Stimme gegeben und dafür große Widerstände überwunden.

Ich meine von Inges Rede damals verstanden zu haben, dass Erinnerung eben nicht nur bedeutet, sich etwas zu vergegenwärtigen und ins Bewusstsein zu rufen. Aus dem Erinnern erwächst auch ein Handlungsauftrag.

Indem sich Inge für die Schaffung eines Ortes, des Museums Blindenwerkstatt Otto Weidt, eingesetzt hat, an dem man diese

Menschen ein Stück weit kennen lernen kann, hat sie vorgelebt, wie das geht. Zusammen mit ihren Freunden hat sie sich durchgesetzt gegen all jene, die entweder schlicht zu bequem, nicht wilens oder nicht mutig genug waren, diesen wichtigen Teil deutscher und Berliner Geschichte wieder hervorzuholen. Heute kommen jährlich Zehntausende Besucher in das Museum am Hackeschen Markt.

Immer wenn ich bei Inge am Tisch sitze, dann lerne ich, dass wir aus Erinnerung etwas machen müssen, damit sie lebendig bleibt. Nicht nur in der Verantwortung gegenüber den Opfern, sondern auch in der Verantwortung für unsere eigene Zukunft. Dass in Deutschland eine nationalsozialistische Terrorzelle Morde verübt hat, ohne entdeckt zu werden, ist ein erneuter Weckruf. Nur was sollten wir tun? Wie nehmen wir den Handlungsauftrag wahr? Diese Frage ist wahrscheinlich eine der drängendsten für meine Generation und die meiner Kinder. Welche Antworten wir auch immer versuchen werden zu finden, Inge hat uns die Suche ein bisschen leichter gemacht und dafür bin ich sehr dankbar. Liebe Inge, wir werden unser Bestes geben.

Sandra Maischberger
Zum 90. Geburtstag von
Inge Deutschkron

Wenn mein heute fünfjähriger Sohn etwas älter ist, werde ich gemeinsam mit ihm einen der Orte besuchen, die an den Holocaust erinnern. Ob in Deutschland, Polen, oder Israel. Ich kann mir keine Vermittlung deutscher Geschichte vorstellen, in der das nicht vorkommt.

In meiner Kindheit, in der Familie, haben wir meiner Erinnerung nach nie über die Judenvernichtung im Dritten Reich gesprochen. Halbwegs unvorbereitet war dann auch meine erste Begegnung mit diesem dunkeln Kapitel. Wir waren mit der Klasse in das KZ Dachau gefahren. Wie uns der Lehrer darauf vorbereitet hatte, weiß ich nicht mehr ... was an diesem Tag in meinem Gedächtnis haften blieb, waren Bilder in schwarz-weiß an kalten Wänden.

Näher rückte die Geschichte durch die US-amerikanische TV-Serie *Holocaust*: Plötzlich war da nicht nur ein Ort mit merkwürdig kalter Atmosphäre, sondern Menschen. Wir saßen in unserem vertrauten Wohnzimmer und vor unseren Augen spielten sich unfassbare Geschichten und schreckliches Leid ab.

Aber nichts hat mir diese Jahre näher gebracht, als das Gespräch mit Überlebenden. Mit einem Zwillingsspaar, das die Versuche des Doktor Mengele überlebt hatte, bin ich nach Auschwitz gereist. Am Abend saßen wir gemeinsam in einem Restaurant und sie waren beide von bewundernswert heiterer Gelassenheit. Die Runde hing an den Lippen von Yona Lux und Otto Klein, die keine Anklagen, sondern fröhlich-frechen Witz hervorbrachten.

Vom Alltag der Juden vor unserer Haustür, in Deutschland, aber erfuhr ich durch die Erzählungen Inge Deutschkrons. Als Journalistin hatte ich das Privileg, sie »unter vier Augen« sprechen zu können, sie alles fragen zu dürfen, was ich wissen wollte. Sie ließ mich in ihre Wohnung und in ihr Leben. Sie war und ist für mich eine Lotsin in eine andere Zeit: erinnerungsstark und leidenschaftlich. Immer klar im Urteil, dabei eine begnadete Erzählerin die dazu auch noch mit einer guten Portion Humor aufwarten kann. Alleine dafür, dass sie sich bis heute alle diese Eigenschaften erhalten hat, bewundere ich Sie zutiefst.

Dank und Respekt gebühren ihr dafür, dass sie sich der schmerzhaften eigenen Geschichte unermüdlich ausgesetzt hat, um sie denen zu vermitteln, die nach dem Krieg geboren wurden. Eine Arbeit, die wir als Deutsche nicht hoch genug schätzen können.

Mein Sohn wird ohne die Überlieferung von Zeitzeugen versuchen müssen, zu begreifen. Ich hoffe, ihm und anderen Nachgeborenen, zumindest einen Teil von Inge Deutschkrons Geschichte, Kraft und Weisheit weitergeben zu können.

Matthias Martens Liebe Inge,

wir kennen uns noch gar nicht so lange – gerade einmal zweieinhalb Jahre. Das klingt verschwindend gering, gemessen an der Bedeutung, die unsere Begegnung für mich hatte und hat.

Ich springe ins Jahr 2010 – ich saß als Produzent an einem Filmprojekt über Otto Weidt. In meine ersten Gedanken über den Film mischte sich immer wieder Dein Name, denn ich wusste aus Deiner Biographie, dass Du Otto Weidt nichts weniger als Dein Leben verdankst. Ich rief Dich also an, in der Hoffnung, von Dir mehr über Weidt und seine Zeit, die ja auch Deine war, zu erfahren. Unser erstes Gespräch verlief dann allerdings doch etwas anders, als ich erwartet hatte, denn Deine Begrüßung am Telefon klang in etwa so: »Also hören Sie, das ist eine Unverschämtheit! Was fällt Ihnen eigentlich ein?!« Ich weiß nicht, welche glückliche Fügung Dich nicht gleich hat auflegen lassen, vielleicht war es mein verdutztes Schweigen – auf jeden Fall stellten wir dann glücklicherweise fest, dass Du mich mit jemanden verwechseltest – denn ich war Dir ja bislang noch nie begegnet. Das war ein ziemlicher Paukenschlag, zugleich aber auch der Auftakt zu einer langen Reihe von Gesprächen, die ich für immer als »wertvoll« bezeichnen werde. Wertvoll, weil ich von dem profitieren darf, was Du Dir zur Lebensaufgabe gemacht hast: Geschichte durch Deine sehr persönlichen Erzählungen und Dein Engagement lebendig zu machen.

Deine Geschichte ist mit der Geschichte dieses Landes untrennbar verbunden. Die Nazis haben versucht, Dein Leben zu zerstören, und Du hast überlebt. Dank Deiner Dir innewohnenden Kraft, Deines Mutes. Aber auch Dank des Einsatzes und des Mutes einiger fremder Menschen die Dir in den Jahren der Verfolgung und Bedrohung die Hand reichten. An erster Stelle Deiner Lebensretter steht Otto Weidt.

Du hast über ihn gesagt, dass er Mensch blieb in einer unmenschlichen Zeit. Er behandelte Dich und seine anderen jüdischen Mitarbeiter mit Respekt. Er, der Berliner Unternehmer, der aus ärmlichen Verhältnissen zu Wohlstand und Ansehen

gekommen war. Am Hackeschen Markt unterhielt Otto Weidt eine Bürsten- und Besenfabrik, und zu seinen Arbeitern gehörten viele Juden, fast alle von ihnen blind. Der Unternehmer war einer der wenigen, der Arbeitssuchende und zur Zwangsarbeit Bestimmte, die vom jüdischen Arbeitsamt vermittelt wurden, bei sich einstellte und schließlich seine schützende Hand über sie hielt. Obwohl Weidt vorerst gar keine Arbeit für Dich hatte, stellte er Dich trotzdem bei sich an. Und später, als die Situation immer bedrohlicher wurde, fand Weidt Verstecke für Dich und andere jüdische Mitarbeiter, die er als seine Schutzbefohlenen empfand. Als die Situation in Deutschland unerträglich geworden war, hast Du am Hackeschen Markt einen Ort der Sicherheit.

Ich springe wieder an den Anfang unserer Bekanntschaft: dass Du schließlich einverstanden warst, mit mir zu sprechen, mir Geschichten aus Deinem Leben zu erzählen, ja, sogar mit mir zu drehen – dafür danke ich Dir, liebe Inge. Der Film über Otto Weidt wird auch ein Teil Deines Lebenswerkes sein.

Ich weiß, dass Dich diese filmische Arbeit viel Kraft gekostet hat. Du warst mit uns in den ehemaligen Werkstatt-Räumlichkeiten am Hackeschen Markt, die Du selber gleich nach dem Mauerfall als Rumpelkammer vorgefunden hast und wo auch auf Dein Betreiben hin ein Museum entstand: das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt.

Wir waren im Grips-Theater, wo seit 1989 das Stück *Ab heute heißt du Sara* nach Deiner Autobiographie *Ich trug den gelben Stern* aufgeführt wird. Damals, vor fast 25 Jahren, bist Du wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Und Du bist hier geblieben, hast Deine Arbeit wider das Vergessen vorangetrieben, unerschütterlich und beharrlich – bis heute. Mir hast Du in der Kulisse von Otto Weidts »Büro« von Deiner Zeit mit Deinem damaligen Chef erzählt.

Ich weiß, wir haben Dir viel abverlangt, manchmal vielleicht auch zu viel, denn neben all den Interviews in Innenräumen stand auch noch ein Außendreh an: Wir baten Dich auf den Friedhof

Zehlendorf, wo das Ehrengrab von Weidt ist. Ein »paar« Einstellungen sollten es werden, für den Schluss der Dokumentation über Deinen Lebensretter. Es war ein kalter Novembertag, ein eisiger Wind piffte durch die laubleeren Bäume. Der Drehplan hörte sich entspannt an: Inge geht vom Eingangstor zum Grab, Blumen ablegen, innehalten ... fertig. Aber wir hatten auch eine Schienenkamera dabei, sogar einen Kamera-Kran. Die Kamera sollte beweglich sein, Dich begleiten, sich von Dir entfernen usw. Es sollten nicht einfach nur Bilder werden, sondern Film. Der Kameramann bat Dich um eine Wiederholung nach der anderen und nach einem halben Tag warst nicht nur Du durchgefroren – sondern auch alle anderen am Set klapperten mit den Zähnen vor Kälte. Und trotzdem hast Du durchgehalten. Der Moment, in dem Du am Grab Weidts stehst, Blumen ablegst und im stillen Gedenken verharrst, wird einer der intensivsten Momente unseres Films sein.

Ein paar Monate später standest Du uns noch einmal für einen Drehtag zur Verfügung: Am »Gleis 17« dem »Deportationsgleis« am S-Bahnhof Grunewald saßest Du – dieses Mal in sommerlicher Gluthitze – auf einem Klappstuhl im Schatten eines Sonnenschirms. Als ein Bus mit einer israelischen Reisegruppe anreiste, stürmten die Mitglieder der Gruppe aus dem Bus und kamen auf Dich zu. Sie hatten Dich erkannt und wollten Dir die Hand geben. Erinnerungsfotos mit Dir wurden gemacht, und ich glaube, dass einige der israelischen Touristen Tränen in den Augen hatten. Sie waren berührt von der Begegnung, sie waren überrascht, Dich »in echt« zu sehen. Denn, so erfuhren wir von der Reiseleiterin, das Reiseprogramm sehe immer auch einen Besuch im Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt vor, und die Geschichte von Inge Deutschkron sei allen bestens vertraut. So schloss sich, auf sehr emotionale Art, der Kreis zwischen »echtem« Leben und unserem Film. Eine Begegnung von Geschichte und Gegenwart.

Nach diesem Dreh saßen wir dann bei einem Schnitzel zusammen und plötzlich sagtest Du – mehr in einem Nebensatz: »Ich bin übrigens die Inge«. Das »Du« kam sehr spontan und ich war zuerst

etwas erstaunt. Dass ich seitdem zu Deinen »Freunden« gehöre, erfüllt mich mit Freude und ja, auch mit Stolz. Ich danke Dir dafür, dass ich mit dem Film über Otto Weidt einen kleinen Beitrag zu Deiner – ungleich größeren Arbeit – leisten darf. Nach unserem Dreh sehe ich diese Stadt, in der ich mein Leben verbringe und meine Kinder groß werden sehe, noch einmal mit anderen Augen. Mein Vater ist in der Dirksenstraße geboren – um die Ecke von genau dem Ort, an dem Otto Weidt Dir und anderen Sicherheit gegeben hat. Du hast mal gesagt, dass Otto Weidt Dir »die Menschenwürde« zurückgab, die Dir die Nazis abgesprochen hatten. Dann stelle ich mir vor, dass meine Großmutter mit dem Kinderwagen dort am Hackeschen Markt entlangging während Du um Dein Leben bangen musstest, nur wenige Meter von ihr entfernt. Geschichte muss den Menschen nahe gebracht werden, damit sie sie berührt und betrifft. Du schaffst das immer wieder.

Zu Deinem Geburtstag wünsche ich Dir, dass Du noch viele Menschen in Erstaunen versetzt, dass Du ihnen Augen und Ohren öffnest und dass Du, das wünsche ich Dir ganz persönlich, einfach glücklich bist. Die Dir gegebene Kraft soll Dir erhalten bleiben, und das Leben soll Dich weiterhin mit Gesundheit belohnen.

Dein Matthias

Klaus Schütz
Die Juden und
Deutschland

Zuerst will ich darauf hinweisen, dass die Juden nicht nur eine Religionsgemeinschaft sind. Sie sind ein Volk. Übrigens, ein Volk wie andere auch, nicht besser und nicht schlechter. Ein Volk mit einem ausgeprägten Bewusstsein für Geschichte, vornehmlich die eigene. Und die ist voller Verfolgungen. Keine ist vergessen, jede Untat bleibt erinnert. In Yad Vashem sind dafür im Wald der Gerechten nicht wenige Bäume gepflanzt worden. Auch zu Ehren von Deutschen, die in der Zeit des nationalsozialistischen Terrors Juden das Leben gerettet haben.

Das mahnt, nicht völlig zu vergessen, dass die Geschichte von Juden und Deutschen nicht nur von Verfolgungen handelt, dass sie sich nicht in Auschwitz erschöpft. Es gilt sich auch jener langen Periode zu erinnern, in der beide Völker zu beider Nutzen zusammengelebt haben. Das neunzehnte Jahrhundert mit seinen gewaltigen Entwicklungsschüben beispielsweise ist ohne den Beitrag der Juden nicht vorstellbar, zumindest nicht in Deutschland. Und zwar auf vielen Gebieten, vor allem aber in der Wirtschaft und bei den Wissenschaftlern. Das war eine Zeit, in der die Juden um ihre Bürgerrechte kämpfen mussten, in der aber auch die Mehrheit der Deutschen diese Rechte nicht genossen, in der auch sie nur Objekte der Herrschenden waren. Erst die Revolution von 1918 hat allen Deutschen gleiche Rechte gebracht: den Juden, den Arbeitenden, den Frauen.

Es gab deutsche Juden, und es gibt sie auch heute. Sie waren und sie sind weitgehend assimiliert. Sie waren Teil der deutschen Nation und haben in den Kriegen seit 1870/71 ihr Maß an Opfern gebracht. Ich berichte dies, weil ein Aspekt der nationalsozialistischen Judenpolitik oft übersehen wird, wenn zu Recht von der Einmaligkeit von Auschwitz die Rede ist. Ich meine die Vertreibung der deutschen Juden aus ihrer Heimat und aus ihrem Vaterland in den Jahren von 1933 bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Es ist vielleicht verständlich, dass dieser Vorgang verdeckt wurde durch das, was danach kam: die Vernichtung der europäischen Judenheit. Aber als ein Kapitel

des Verhältnisses von Juden und Deutschen darf auch er nicht vergessen werden.

Von 1933 an wurden die deutschen Juden aus dem Leben der Nation systematisch ausgeschlossen – einer Nation, zu der sie sich ohne Einschränkung bekannt haben. Da zählte nicht, dass viele Familien schon seit Jahrhunderten im Lande waren. Und dass bedeutende Leistungen des Geistes wie auch des Unternehmertums erbracht worden waren; dass viele Juden im Krieg gefallen waren oder hohe Tapferkeitsmedaillen trugen. Das alles zählte nicht mehr, die deutschen Juden wurden aus Volk und Staat ausgestoßen. Sie wurden gezwungen, das Land zu verlassen. Sicherlich: Im Blick auf die Vernichtungslager hatten sie noch ein gnädiges Geschick. Aber schon dieser Ausschluss aus der deutschen »Volksgemeinschaft« war Ausdruck der Barbarei. So wurde vielen hunderttausend Juden die Heimat genommen, sie wurden aus dem vertrauten Lebensraum gewaltsam herausgerissen.

Auch das ein Schockerlebnis einmaliger Art, von allen unvergessen. Wie verständlich daher, dass diese Menschen in ihrer großen Mehrzahl nicht mehr zurückkehrten, als es wieder möglich war. Sie wollten keine Deutschen mehr sein. Sie erinnern sich an Deutschland, an schreckliche Augenblicke, aber auch an eine Zeit, in der sie dort jung waren. Sie haben gewiss viele Fragen an die Deutschen. Aber sie empfinden keine Feindschaft. Die Sache hat aber nicht nur eine Seite. Es geht auch um die Frage, ob und wie Juden nach dem Ende des Nationalsozialismus überhaupt in Deutschland leben können.

Dazu möchte ich von zwei Vorgängen berichten. Einmal von meinem letzten Besuch in Israel als Regierender Bürgermeister von Berlin. Da hatte ich eine Frage zu beantworten: »Wie sehen Sie, Herr Bürgermeister, die Tatsache, dass Juden aus der UdSSR in diesen Tagen nach Berlin kommen?« Ich sagte, dass ich mich über jeden Juden freue, der nach Berlin kommt. Es gab einen geharnischten Protest in der Jerusalem Post. Das sei eine unerhörte Antwort gewesen. Denn: Alle Juden müssen nach Israel.

Und vor allem: Keiner gehört nach Deutschland. Zweitens aus meiner Amtszeit als deutscher Botschafter beim Staate Israel. Da kam der deutsche Außenminister Hans-Dietrich Genscher zu Besuch und hatte in seiner Begleitung den damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Werner Nachmann. Zuvor war ich zu Außenminister Moshe Dayan gerufen worden. Er bat mich klipp und klar, Nachmann aus der Delegation herauszunehmen. Er verstehe sowieso nicht, dass Juden noch in Deutschland leben. Aber einen Nachmann wollte er nun überhaupt nicht akzeptieren. Ich sagte ihm, dass das nicht möglich sei. Der Außenminister habe so entschieden und gewiss aus gutem Grund. An Nachmann führe also kein Weg vorbei. Dayan hat das unter der Bedingung akzeptiert, dass er selbst mit dem Vorsitzenden der deutschen Juden nichts zu tun haben müsse. Beide Vorgänge zeigen, wie vorbelastet die Frage immer noch ist, ob Juden noch in Deutschland leben. Nach Auschwitz. Die meisten Deutschen, die sich für den Staat Israel interessieren, vergessen leicht, dass heute die Mehrheit der Israelis keine direkte Beziehung mehr zu Deutschland hat. Weder die Jungen noch die immer größere Zahl der aus den orientalischen Ländern stammenden Juden. Aber auch sie haben Ansichten über Deutschland. Bei beiden Gruppen habe ich immer einen gewissen Respekt gespürt für das, was in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg geleistet worden ist. Vielleicht sogar Bewunderung. Bei den Jüngeren schien mir dies ein Teil ihrer Kritik an der eigenen politischen Klasse zu sein. Warum hat die israelische Politik im gleichen Zeitraum nicht Vergleichbares geleistet?

Alles in allem sieht die öffentliche Meinung in Israel gelassen auf Deutschland und die Deutschen. Da ist zwar nichts vergessen, was die lange Liste der nationalsozialistischen Verbrechen betrifft. Aber es gibt mehr Unvoreingenommenheit und mehr Bereitschaft zur Zusammenarbeit und Partnerschaft als erwartet.

Der Test war, als die Frage der Einheit der Deutschen aktuell wurde. Da gab es in den Zeitungen manch herbe Sentenz und bei

einigen Politikern Ablehnung. Sie wurde damit begründet, dass die Deutschen dies – einfach gesagt – nicht verdient hätten. Mir ist es schwer gefallen, Argumente dieser Art zu verstehen. Als ob die Mauer in Berlin eine Strafe war. Von wem? Von Gott? Eine Strafe, die ausgerechnet von Walter Ulbricht und von Erich Honecker exekutiert worden ist? Und: Als ob der Fall der Mauer nun wiederum als – wenngleich nicht verdienter – göttlicher Gunstbeweis zu sehen wäre.

Ich habe mir gesagt, dass das nur die ersten Reaktionen auf diese völlig unerwarteten Ereignisse waren. Auf Vorgänge also, die auch außerhalb Israels überrascht und auch anderswo unangemessene und törichte Interpretationen gefunden haben. Aber dann habe ich meinen Sohn Sebastian gefragt, wie seine Altersgruppe, die Endzwanziger, wie seine israelischen Freunde die Sache beurteilen. Die haben allein schon über seine Frage gestaunt. Sie hielten es für das Natürlichste von der Welt, dass die Deutschen zusammenwollen. Und sie wunderten sich über die Älteren in ihrem Land. Denn eigentlich müssten doch gerade Zionisten Verständnis dafür haben, dass ein Volk sich in einem Staat zusammenfinden will.

Die Frage, ob Juden heute in Deutschland leben können, lässt sich nicht einfach beantworten. Gewiss, es gibt sie, sie haben ihre Gemeinden. Sie werden respektiert als eine der gesellschaftlichen Gruppen, auf die das öffentliche Leben unseres Landes sich so gern beruft. Ihre Feiertage werden geachtet, und an bestimmten Gedenktagen sind die Notablen zur Stelle, um ihnen Referenz zu erweisen. Das alles ist gut so. Aber ist es wirklich in Ordnung? Entsteht nicht oft der Eindruck von etwas künstlich Aufgepfropftem? Ist das Leben der Juden in Deutschland so, wie es sein sollte? Ich meine: Nein. Und ich füge hinzu: Es wird noch lange dauern, bis es so normal ist, wie es einmal war.

Ich habe des öfteren eine gezielte Frage gestellt, um das Besondere der Lage der Juden in Deutschland zu beleuchten. Die Frage richtete sich jeweils an Deutsche. Sie ist angesichts so schöner

Reden provokativ: »Wenn Sie Jude wären, würden Sie dann auf Dauer in Deutschland leben wollen?« Die Antwort war selten eindeutig, wenn überhaupt ehrlich. Sie war meistens konfus und widersprüchlich. Auch ich selbst kann übrigens nicht so eindeutig antworten, wie ich möchte. Denn die Antwort hat ganz direkt etwas damit zu tun, wie die Deutschen heute zum Antisemitismus stehen. Nicht etwa damit, wie sie den Nationalsozialismus oder Auschwitz beurteilen. Von Bedeutung für diese Frage ist allein: Welche Rolle spielt der Antisemitismus heute in Deutschland. Und: Wie antisemitisch sind die Deutschen heute? Da ist es nicht leicht, eine Antwort zu bekommen, die auf Einsicht beruht und die den eigenen Erfahrungen entspricht. Denn: Der Antisemitismus im heutigen Deutschland ist keine öffentliche Angelegenheit. Er ist im öffentlichen Leben so gut wie nicht anzutreffen. Nicht in den Parlamenten, nicht in den Medien, nicht in den großen gesellschaftlichen Verbänden. Wenn er doch einmal zutage tritt, stürzt sich die gesamte Öffentlichkeit auf den Übeltäter. Sie rügt ihn, verdammt ihn, züchtigt ihn. So ging es einem CSU-Bundestagsabgeordneten, so ging es dem Bürgermeister der kleinen Stadt Korschenbroich. Sie waren durch antisemitisches Gerede aus dem allgemeinen Konsens ausgebrochen und wurden zurückgepfiffen. Sie bereuten, entschuldigten sich, baten um Verzeihung. Sie nahmen alles zurück, und damit war die Sache dann erledigt.

Aber ist damit der Antisemitismus in Deutschland erledigt? Wie wohl jeder weiß, geht die Sache tiefer. Sie berührt vergangene Zeiten wie auch das Denken und Fühlen der Deutschen von Heute. Über die Vergangenheit brauchen nicht viele Worte gemacht zu werden, also über das, was den Juden in und von Deutschland widerfahren ist. Das ist aufgearbeitet. Vielleicht noch nicht ausreichend, aber doch vielfach und mit großem Ernst. Heute muss über Antisemitismus in Deutschland anders gesprochen werden als vor hundert oder auch als vor sechzig Jahren. Das ist kein Thema mehr für akademische Debatten wie etwas zwischen Theodor Mommsen und Heinrich von Treitschke; auch nicht für Predigten bei der

Berliner Stadtmission; und schon gar nicht für Witze. Denn über das Thema »Deutsche und Juden« hat sich ein Schleier gelegt, der alles Akademische, alles Kirchliche, auch alles Witzige erstickt.

Das heißt praktisch auch: Keinen Rechtsextremismus, keinen Neonazismus in Deutschland und anderswo gibt es ohne den speziellen Geruch des Antisemitismus der Hitler-Zeit. Und andersherum: Jeder Antisemitismus, und gebärde er sich noch so »fein«, noch so antizionistisch, noch so »aufgeklärt«, wird nach Nationalsozialismus riechen und damit nach Völkermord unverkennbar und noch in ferner Zukunft.

Über die immerwährende Latenz des Antisemitismus berichten auch sozialpsychologische Untersuchungen. Sie konzentrieren sich nicht auf Vergangenes. Sie wollen wissen, wie es um den Antisemitismus im heutigen Deutschland steht. Es gäbe zwanzig Prozent latenten Antisemitismus in der alten Bundesrepublik und dreißig potenziellen, so behauptet Alfons Silbermann von der Universität Köln. Das sind beunruhigende Zahlen, wenn sie tatsächlich etwas geringer ausfallen mögen. Hier bleibt also für staatliche Stellen, Kirchen, gesellschaftliche Gruppen, Medien und viele andere noch eine Menge zu tun.

Es ist aber auch gut zu wissen, dass auf diesem Gebiet etwas geschieht: Der Verfassungsschutz im Bund und in den Ländern passt auf. Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen achten darauf, beide Kirchen helfen in ihren Verlautbarungen mit, dass weder der alte noch ein neuer Judenhass wieder eine Basis bekommt. Aber wie gesagt: Es bleibt noch viel zu tun.

Ich muss gestehen, dass ich weiterhin unzufrieden bin mit der Art, wie in Deutschland Antisemitismus und Neonazismus behandelt werden. Ich finde es gut, wie kräftig die Öffentlichkeit auf Ereignisse aus diesem Bereich reagiert, und auch, dass es Gesetze gibt, um mit Rassismus, Volksverhetzung und speziell der »Auschwitz-Lüge« auf dem Rechtswege fertig zu werden. Da gibt es eigentlich nichts zu beklagen. Meine Sorge richtet sich sozusagen auf den Raum davor, in dem rechtsextreme Parteien und

Gruppen in voller Öffentlichkeit agieren, ihre Drohungen skandieren, nationalsozialistische Symbole präsentieren. Und darauf, dass sie schamlos das Recht auf Demonstration für sich und ihre Parolen beanspruchen, manchmal sogar unter dem Schutz der Polizei.

Viele werden mir antworten, das sei nun einmal so im freiheitlichen Rechtsstaat und damit müsse gelebt werden. Ich sehe das anders. Als ich Regierender Bürgermeister von Berlin war, habe ich die drei wesentlichen Besatzungsmächte gebeten, die rechtsextreme NPD zu verbieten. Die Franzosen stimmten mir zu, die beiden anderen wollten nicht so weit gehen. Letztlich haben sie beschlossen, zwar nicht die NPD, aber ihre Veranstaltungen zu verbieten. Diese Regelung ist bis zum Ende des Besatzungsregimes in West-Berlin immer eingehalten worden. Ich meine, da besteht jetzt eine Lücke, nicht nur in Berlin.

Das vereinigte Deutschland darf nicht zum Ort werden, an dem sich Antisemitismus und Rechtsradikalismus ungehemmt manifestieren können, als wäre nichts geschehen. Amerika, Großbritannien und Frankreich hatten also schon vor Jahren im von ihnen besetzten Gebiet West-Berlin, also im freien und demokratischen Teil von Groß-Berlin, ein Verfahren gefunden, diesen Organisationen praktisch das Handwerk zu legen. Das muss doch wohl auch im souveränen Deutschland möglich sein. Diese Parteien und verwandte Vereine bekennen sich zu Adolf Hitler, zum Nationalsozialismus und zum Antisemitismus. Deshalb meine Frage an die deutsche Politik: Sind diese Verbände nicht, im Blick auf die ungeheuren Verbrechen, für die Hitler und seine Gefolgschaft allein verantwortlich sind, terroristische Vereinigungen im eigentlichen Sinn des Wortes?

In den achtziger Jahren habe ich Elie Wiesel kennen gelernt, den Träger des Friedensnobelpreises von 1986. Er war zu der Zeit Präsident einer amerikanischen Gesellschaft, die ein Museum für den Holocaust einrichten wollte, mitten in der Hauptstadt Washington. Mit anderen zusammen habe ich mit ihm über

die Idee und über die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens gesprochen. Elie Wiesel ist ein beachtlicher Schriftsteller. Mich beeindruckte seine Persönlichkeit. Als Überlebender von Auschwitz will er dazu beitragen, dass dieser Völkermord nicht vergessen wird. Nicht aus Rache oder Feindschaft gegen alles Deutsche, sondern weil er mahnen will, dass sich ein Genozid wie der an den Juden niemals wiederholt.

Ich fühle mich dieser Idee und diesem Mann verbunden. Elie Wiesel und seine Freunde haben erreicht, dass die große Mehrheit der Bundesstaaten der USA einen besonderen Gedenktag hat: den Holocaust-Memorial-Day. Kein arbeitsfreier Tag, aber ein Tag des Gedenkens. Einen Gedenktag wie diesen gibt es heute auch in Deutschland am 27. Januar. Um auch hier bei uns zu erinnern und zu mahnen.

Michael Wildt
Leni Yahil.
Eine Zueignung

Meine erste große Auslandskonferenz: *German Society's Responses to Nazi Anti-Jewish Policy 1933–1941* in Jerusalem im Februar 1997, ausgerichtet von Yad Vashem und dem Leo Baeck Institute.¹ Wir jungen deutschen Historikerinnen und Historiker, ebenso unerfahren wie unbekannt, hockten zusammen am Mittagstisch, als sich eine alte Dame zu uns setzte. Klein, zierlich, fast zerbrechlich, mit hochgesteckten grau-schwarzen Haaren, ein faltiges, aber markantes Gesicht, und vor allem ganz wache Augen, die manchmal auch etwas amüsiert schauen konnten. Sie interessierte sich für die Themen, die wir auf der Konferenz vorstellten, fragte nach, wollte mehr über unsere Quellen und Fragestellungen wissen, vor allem aber, warum wir gerade diese Themen erforschten. Ich verstand ihren Namen zunächst nicht; erst als ich ihn geschrieben sah: Yahil, versuchte ich ihn nachzusprechen. Es ist mir, offen gestanden, auch in den nächsten Jahren nie korrekt gelungen, und ich war später froh, einfach Leni zu ihr sagen zu können. Ich wusste, dass sie ein wichtiges Buch über die Rettung der dänischen Juden geschrieben hatte, aber erst einige Jahre später lernte ich ihre Biographie kennen. Sie hat hierzulande bislang noch keine Würdigung erfahren, obwohl Leni Yahil eine große Historikerin des Holocaust war. Und da sie nicht nur in der Konsequenz und Souveränität ihres Lebenslaufes, sondern auch in ihrer Neugier auf Menschen in vielem Inge Deutschkron ähnelt, möchte ich sie in diesem Buch vorstellen.²

Leni Westphal, 1912 in Düsseldorf geboren, wuchs in Potsdam auf. Ihr Vater war Richter; ihre Familie stammte in sechster Generation von Moses Mendelssohn ab; sie war eine Enkelin von

- 1 Die Ergebnisse der Konferenz sind publiziert in: David Bankier (ed.), *Probing the Depths of German Antisemitism. German Society and the Persecution of the Jews, 1933–1941*, New York/Oxford/Jerusalem 2000.
- 2 Ein informativer Überblick zur Biographie von Leni Yahil findet sich in dem Artikel von Tikva Fatal-Kna'ani in der Online-Ausgabe *Jewish Women: A Comprehensive Historical Encyclopedia* [<http://jwa.org/encyclopedia/article/yahil-leni>].

James Simon, eines vermögenden Berliner Textilunternehmers und eines der bedeutsamsten Kunstmäzene der damaligen Zeit. Die berühmte Büste der Nofretete, die ihm zufiel, da er die Ausgrabungen in Ägypten finanziert hatte, schenkte er wie andere wertvolle Stücke seiner Privatsammlung den Berliner Museen. Simon, zu dem Leni ein besonders enges Verhältnis besaß, unterstützte ebenso soziale Projekte wie Volksbäder, Ferienhäuser an der Ostsee für Arbeiterkinder oder auch ostjüdische Familien, die in Not geraten waren.³ In ihrem Apartment im Jerusalemer Altersheim hatte Leni ein Porträt von James Simon hängen, von ihm sprach sie mit Hochachtung und Stolz.

Leni studierte Geschichte in München und Berlin und wurde an der Hochschule für die Wissenschaft vom Judentum in Berlin als Studentin angenommen. Zugleich engagierte sie sich in der zionistischen Bewegung, gegen den Willen ihrer Eltern, die zu den assimilierten deutschen Juden gehörten, und typisch für den Generationenkonflikt, der auch in anderen deutsch-jüdischen Familien das jugendliche Drängen nach einer jüdischen Identität auf die bürgerliche Integration der Eltern prallen ließ. Leni gehörte zur Jugendgruppe »Werkleute. Bund jüdischer Jugend«, die sich 1932 als eine an Martin Buber ausgerichtete Gruppierung aus dem zerfallenden deutsch-jüdischen Jugendbund »Kameraden« herausbildete.⁴

Hitlers Machtantritt 1933 setzte ihrem Studium ein Ende. Aber nicht nur die Einsicht, dass Juden in einem nationalsozialistischen Deutschland keine Zukunft mehr haben würden, sondern auch eine enttäuschte Liebe, so gestand sie es in einem Gespräch mit mir, trieb sie dazu, möglichst rasch nach Palästina zu emigrieren.

³ Vgl. Olaf Matthes, *James Simon. Die Kunst des sinnvollen Gebens*, Berlin 2011; Dietmar Strauch, *James Simon. Der Mann, der Nofretete zur Berlinerin machte*, Berlin 2010.

⁴ Eliyahu Maoz, *The Werkleute*, in: Leo Baeck Institute Yearbook 4 (1959), S. 165–182; Knut Bergbauer/Stefanie Schüler-Springorum, »Wir sind jung, die Welt ist offen«. Eine jüdische Jugendgruppe im 20. Jahrhundert, Berlin 2002.

Leni zählte zu einer der ersten Gruppen der zionistischen Jugend, die 1934 Deutschland in Richtung Palästina verließen. Zunächst arbeitete sie in einem Kibbutz, aber schon bald zog sie es wieder in die Wissenschaft. 1935/36 begann sie, an der Hebräischen Universität in Jerusalem Geschichte, jüdische Geschichte und hebräische Literatur zu studieren. Mit einer Magisterarbeit über *Das Konzept der Demokratie bei Tocqueville* schloss sie ihr Studium 1940 ab.

Danach engagierte sich in der Frauensektion der israelischen Gewerkschaftsbewegung, schrieb für die Gewerkschaftszeitung »Davar« und lernte nicht zuletzt ihren künftigen Ehemann Chaim Hoffmann, später Yahil, kennen, einem KZ-Überlebenden. Beide heirateten 1942; Leni bekam zwei Söhne, Amos, geboren 1943, heute Physikprofessor in Los Angeles, und Jonathan, geboren 1945, der bei der Eroberung Ost-Jerusalems im Sechs-Tage-Krieg 1967 getötet wurde.

Die Familie folgte Chaim Yahil 1947 nach München, wo er das *Welfare Department* der *Jewish Agency* leitete, das sich um die jüdischen *Displaced Persons* kümmerte. 1953/54 lebte die Familie in Köln, weil Chaim Yahil als stellvertretender Leiter der israelischen Delegation mit der Bundesregierung die Wiedergutmachungsverhandlungen führte. Von 1956 bis 1959 war er Botschafter Israels für Schweden, Norwegen und Island. Während die Kinder in England zur Schule gingen, nutzte Leni die Zeit, um ihre historischen Forschungen fortzusetzen, und schrieb ihr Buch über die Rettung der dänischen Juden, mit dem sie 1964 an der Hebräischen Universität in Jerusalem promovierte. 1969 erschien eine englische Ausgabe.⁵

Seit Ende der 1950er Jahre lebte die Familie wieder in Israel; Chaim Yahil war mittlerweile Generaldirektor im israelischen Außenministerium geworden. Leni entschied sich mit fünfzig Jahren für eine wissenschaftliche Karriere, unterrichtete ab 1966 an der Universität Haifa, wurde dort 1976 Associate Professor und

⁵ Leni Yahil, *The Rescue of Danish Jewry: Test of a Democracy*. Translated by Morris Gradel, Philadelphia 1969.

war als Visiting Professor 1977/78 an der University of Wisconsin in Madison und der University of Washington in Seattle tätig.

Anfang der 1960er Jahre machte Leni Yahil eine prominente Bekanntschaft: mit Hannah Arendt, die im Zuge ihrer Recherchen zum Eichmann-Prozess auf die Historikerin der Judenverfolgung in Dänemark gestoßen war. Leni unterstützte ihre sechs Jahre ältere Kollegin bei deren Dokumentensuche in Yad Vashem. Aus der Zusammenarbeit entspann sich eine kurze Freundschaft, die jedoch an Arendts Eichmann-Buch wieder zerbrach. Es war die unterschiedliche Verbundenheit mit Israel und dem jüdischen Volk, die beide Frauen trennte: Hannah Arendt, die der Gründung eines jüdischen Staates bekanntlich skeptisch gegenüber stand, und Leni Yahil, die als junge Zionistin nach Palästina gekommen war.⁶

Als Leni Hannah Arendt eine jemenitische »Glückshand« als Geschenk schickte und dazu schrieb, dass dieser Glücksbringer auch darauf hinweisen soll, dass Israel, wie es Arendt bei ihrem Besuch in Jerusalem kennen gelernt habe, »aus der historisch gewordenen Wirklichkeit des jüdischen Volkes entstanden« sei und diese Wirklichkeit die Wurzel sei, antwortete Arendt, dass sie, als sie die Glückshand auspackte, einen richtigen Schrecken bekommen habe – »zusammen mit der Freude, etwas so erlesen Schönes geschenkt zu erhalten. Ausserdem ist es natürlich genau die Hand, die mir das Land diesmal entgegenhielt und die ich manchmal annahm und manchmal wegschob und auf die Sie mich nun verpflichten wollen.«⁷ Ihr graue ein wenig vor der Vorstellung, dass nach einem mehrere Jahrtausende währenden Glauben an einen gerechten Gott nun die Juden in Israel begönnen, an sich selbst, »an das jüdische Volk« zu glauben. Das sei »wirklicher

6 Vgl. Sarit Shavit/Dan Michmann, *Hannah Arendt und Leni Yahil. Eine Freundschaft, die nicht standhielt*, in: *Mittelweg* 36, 19 (2010), Heft 3.

7 Leni Yahil an Hannah Arendt, 5. Mai 1961; Hannah Arendt an Leni Yahil, 8. Mai 1961; beide Briefe wie die folgenden zitiert nach »Liebe Hannah Arendt ...«. *Ein Briefwechsel zwischen Leni Yahil und Hannah Arendt, 1961–1971*, in: *Mittelweg* 36, 19 (2010), Heft 3.

Götzendienst« – so sehr sie auch Menschen getroffen habe, die sie trotz ihrer zionistischen Überzeugung sympathisch gefunden hatte. Damit meinte sie insbesondere Golda Meir, mit der sie Leni Yahil bekannt gemacht hatte.

Auch in Bezug auf Deutschland hatten beide Frauen eine unterschiedliche Haltung. Hannah Arendt hatte Deutschland nach dem Krieg erstmals 1949/50 besucht und kam auch in den folgenden Jahren immer wieder dorthin, obgleich stets mit Distanz. So auch jetzt, wie sie Leni Yahil im Juli 1961 schrieb: »Basel (Jaspers) war besonders schön! Aber danach habe ich die Dummheit gemacht, mich nochmals nach Deutschland einladen zu lassen. Studenten-Diskussionen. Und nun will ich nichts wie weg. Kommentar überflüssig. Übrigens trotz meiner Irritation: Von Antisemitismus nirgends eine Spur! Aber dass es mit dieser sog. Bundes-Demokratie schief gehen wird, ist mir beinahe sicher. Ohne Einflüsse von Aussen wird es eine Art Militärdiktatur geben. Und Atomwaffen, auch im Rahmen der Nato, würde ich den Herrschaften auch nicht für 5 Minuten anvertrauen. Aber all das natürlich entre nous.«⁸

Leni Yahil war Anfang 1962 für sechs Wochen nach Europa gefahren, um für ihr Dänemark-Buch in verschiedenen Archiven neues Material zu recherchieren. Sie hatte unter anderem den hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, der einen wichtigen Hinweis zur Ergreifung Eichmanns geliefert hatte und nun maßgeblich den Auschwitz-Prozess vorbereitete, in Frankfurt am Main sowie Bonn und Berlin besucht. »In Deutschland dachte ich viel an Sie und Ihre Beschreibungen. Obwohl (oder vielleicht u. a. auch weil) ich heute fast meine ganze Familie dort habe, war ich froh als ich wieder draussen war. Berlin ist noch am ehesten erträglich, Frankfurt beängstigend.«⁹

8 Hannah Arendt an Leni Yahil, 23. Juli 1961, in: ebda.

9 Leni Yahil an Hannah Arendt, 7. Juni 1962; zu Fritz Bauer vgl. Irmtrud Wojak, *Fritz Bauer: 1903–1968. Eine Biographie*, München 2009.

Der Bruch zwischen beiden geschah, als Leni Yahil Arendts Artikel über den Eichmann-Prozess im »New Yorker« las, die Anfang 1963 erschienen. »Wem glauben Sie damit zu dienen«, schrieb sie Arendt, »der historischen Wahrheit? Der Gerechtigkeit? Der Gegenwart oder der Zukunft des deutschen oder des jüdischen Volkes? Oder wollen Sie speziell von dem letzteren beweisen, dass es nicht wert ist oder geeignet ist als Volk unter den Völkern zu existieren? Ich frage Sie im Ernst, nicht polemisch, ich verstehe es nicht.«¹⁰ Hannah Arendt antwortete rasch und schroff: »Sehen Sie, als Eichmann gekidnappt (pardon fuer dies Wort-Monster) wurde, fragten die Leute: Wozu soll das gut sein? Fuer die Juden? Fuer die Deutschen? Und Ben-Gurion hat leider eine ganze Reihe von Antworten auf diese dumme Frage gegeben. Entweder es war ‚gut fuer‘ die Gerechtigkeit, damit Recht in einer wichtigen Sache gesprochen werde, oder man haette es bleiben lassen sollen. Sie wissen, ich war dafuer. Nun koennen Sie sich meine Antwort auf Ihre Frage doch selbst an Ihren intelligenten fuef Fingern abklavieren.«¹¹

Wie etliche anderer Freunde Hannah Arendts nahm auch Leni Yahil Anstoß an dem Vorwurf, dass die Judenräte, statt sich gegen die nationalsozialistischen Machthaber aufzulehnen, durch ihre Passivität und Bereitwilligkeit zur Kooperation mit den Deutschen ihren Teil zur Vernichtung der Juden beigetragen hätten. Und sie, die ähnlich wie Inge Deutschkron in Israel eine Heimat gefunden hatte, wollte nicht, dass diesem Land die Legitimität abgesprochen wird, über die Verfolger zu urteilen. In ihrer Antwort nahm Leni Yahil Bezug auf den ersten Brief und die jemenitische »Glückshand«: »Es dürfte Ihnen wohl klar sein, dass Sie diese Hand jetzt sehr heftig weggestossen haben. Ob sie Ihnen, selbst wenn Sie daran einmal interessiert sein sollten, je wieder geboten

10 Leni Yahil an Hannah Arendt, 27. März 1963, in: »Liebe Hannah Arendt ...« (Anm. 7).

11 Hannah Arendt an Leni Yahil, 10. April 1963, in: ebda.

werden wird, ist schwer abzusehen, z. Zt. jedenfalls kaum anzunehmen.«¹² Etliche Jahre später, im Oktober 1971, unternahm Leni Yahil noch einmal einen Versuch, wieder einen Briefkontakt zu knüpfen – vergeblich. Der Kontakt zwischen den beiden Frauen war abgebrochen.

Die Beschäftigung mit dem Holocaust blieb für Leni Yahil keine Episode. Mit ihrer Studie über die Rettung der dänischen Juden legte Leni Yahil den Grundstein für ausgedehnte Forschungen über die Shoah. Sie schrieb Aufsätze über den jüdischen Widerstand, verglich die Judenverfolgung in Dänemark mit den Niederlanden oder mit Rumänien. Ebenso untersuchte sie den sogenannten Madagaskarplan, der Ende des 19. Jahrhunderts von Antisemiten entworfen wurde, die die Juden Europas auf die Insel deportieren wollten. 1940 wurde diese Möglichkeit vom Auswärtigen Amt wie vom Reichssicherheitshauptamt erneut ernsthaft in Erwägung gezogen.¹³

1987 erschien dann ihr opus magnum über die Shoah auf hebräisch, drei Jahre später kam die englische Ausgabe heraus und 1998 im Luchterhand-Verlag endlich auch eine deutsche Übersetzung, an der Leni Yahil intensiv mitgearbeitet hatte: *Die Shoah. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden*.¹⁴ Was dieses Buch von anderen Gesamtdarstellungen des Holocaust wie die von Raul Hilberg abhob, war, dass Leni Yahil als erste die Quellen der jüdischen Verfolgten einbezog. Sie hatte die immense Zahl an Selbstzeugnissen, Erfahrungsberichten und

12 Leni Yahil an Hannah Arendt, 30. April 1963.

13 Leni Yahil, *Madagascar – Phantom of a Solution for the Jewish Question*, in: Bela Vago, George L. Mosse (Hg.), *Jews and Non-Jews in Eastern Europe*, New York 1974, S. 315–334; Magnus Brechtken, »Madagaskar für die Juden«. *Antisemitische Idee und politische Praxis 1885–1945*, München 1997.

14 Leni Yahil, *The Holocaust: The Fate of European Jewry, 1932–1945*, Oxford 1990; dt. Ausgabe: *Die Shoah. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden*, München 1998.

Interviews, die in Yad Vashem gesammelt worden sind, Lebensgeschichten, wie sie auch Inge Deutschkron über sich und ihr Überleben in Berlin erzählte, für ihr Buch ausgewertet und ließ diese Stimmen vernehmbar werden. Sie interessierte weniger die Verfolgungspolitik des NS-Regimes als vielmehr die jüdischen Gemeinden vor Ort, deren Reaktionen und Versuche, mit der tödlichen Gefahr umzugehen oder sich ihr zu widersetzen. Der jüdische Widerstand nimmt in ihrem Buch einen breiten Raum ein. Keine Geschichte der »Endlösung«, wie sie bis dahin üblich war, schrieb Leni Yahil, sondern eine Studie mit einem umfassenden Blick auf Verfolger wie Verfolgte.¹⁵ Und nicht zuletzt: »Hinzufügen möchte ich jedoch«, schrieb sie in ihrem Vorwort, »dass es für mich persönlich eine Befriedigung ist, dass ich diese Hauptarbeit meines Lebens nun in der Sprache meiner Jugend veröffentlichen kann.«¹⁶

Zwanzig Jahre vor Saul Friedländers fulminantem Werk über die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden hatte Leni Yahil eine integrierte Geschichte der Shoah veröffentlicht, die maßgeblich war.¹⁷ Anhand von konkreten, umfassend recherchierten Fallbeispielen gelang es ihr, sowohl die Verfolgungssituation kenntlich zu machen als auch die Vielfältigkeit des Verhaltens der jüdischen Opfer zu schildern, die sich eben nicht willenlos zur Schlachtbank führen ließen, sondern alles Erdenkliche taten, um der Gefahr zu entgehen.

15 Vgl. Sarit Shavit, »How is a study of hell to be undertaken?« *Leni Yahil – 50 years of research into the Holocaust*, in: *Yad Vashem Studies* 36 (2008), S. 9–29.

16 Yahil, *Shoah*, S. 24. Zu den aus Deutschland nach Palästina emigrierten Juden, in Israel »Jeckes« genannt, siehe das Interviewprojekt der Hamburger Werkstatt der Erinnerung: <http://www.werkstatt-der-erinnerung.de/jeckes/jeckes.html>.

17 Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933–1939*, München 1999; Bd. 2: *Die Jahre der Vernichtung, 1939–1945*, München 2006.

In unseren Gesprächen klang immer wieder durch, dass sie darunter litt, gegenüber prominenten Kollegen wie Yehuda Bauer oder Saul Friedländer weniger bekannt zu sein. Aber ganz entgegen ihrem Eindruck, dass ihr Buch kaum rezipiert worden sei, konnte ich ihr versichern, dass gerade die jüngeren deutschen Holocaust-Forscher wie Dieter Pohl, Christian Gerlach oder Christoph Dieckmann ihr Buch sehr genau und mit großem Interesse gelesen hätten. Ich selbst erinnere mich noch gut an eine Diskussion, in der Dieter Pohl ihr Buch, das damals noch nicht auf Deutsch herausgekommen war, zu Recht als eine der besten Gesamtdarstellungen der Shoah lobte.

Bis zu ihrem Tod wirkte Leni Yahil im Editorial Board der *Yad Vashem Studies* mit, nahm Anteil an den Debatten, die in der Zeitschrift geführt wurden, und diskutierte, nicht zuletzt mit mir während meines Aufenthaltes als Research Fellow am International Institute for the Research of the Holocaust in Yad Vashem im Winter 2011/2002, die Thesen und Forschungsergebnisse jüngerer Historikerinnen und Historiker zum Nationalsozialismus und zur Shoah.

2002, zu ihrem 90. Geburtstag, ehrte Yad Vashem sie mit einem Symposium und einem Band mit gesammelten Aufsätzen von ihr: *On Nazis, Jews and Rescuers*, Jerusalem 2002. Fünf Jahre später, 2007, starb sie in Jerusalem. Den Vers von Schimon Halkin: »Nur wer erinnert ständig wächst wie lebend'ge Pflanzen. Nur wer erinnert lebt: er wächst beinahe auf ewig« hat sie ihrem Buch über die Shoah als Motto vorangestellt.

Peter Steinbach
Zur Kontextualisierung
des Widerstands von
Juden – Exemplarische
Überlegungen zum
Widerstandsbegriff

Inge Deutschkron gehörte zu den ersten Publizistinnen, die nachdrücklich den Blick auf das Schicksal von Verfolgten und die Versuche ihrer Selbstbehauptung gelenkt hat. Den Willen zur Selbstbehauptung als Widerstand von Menschen zu deuten, denen man mit der Erinnerung auch ihre Geschichte nehmen wollte, das war in den 1950er und 1960er Jahren eine entscheidende geschichtspolitische Weichenstellung, die das kollektive Gedächtnis der Deutschen prägen sollte. Viele Jahrzehnte später ging diese Saat auf, als das Grips-Stück *Ab heute heißt Du Sara* ungezählte Aufführungen verbuchen konnte. Zurück ging es auf Inge Deutschkrons vielleicht wichtigstes und mit Sicherheit erfolgreichstes Buch, das ganze Generation von Heranwachsenden tief beeindruckt hatte: *Ich trug den gelben Stern*. Damit rückten die Verfolgung, aber auch der Widerstand von Juden auf eine neue und prägende Weise in den Blick.

Im Folgenden wird der Blick auf Widerstand als Selbstbehauptung gelenkt und auf diese Weise der Widerstand von Juden in Zusammenhänge der Widerstandsgeschichte gestellt. Dies ist ein Dank an Inge Deutschkron, die mich bei vielen Begegnungen tief beeindruckt hat. Sie hat der Gedenkstätte Deutscher Widerstand schon in den 1980er Jahren wichtige Lebenszeugnisse überlassen, die in den Grundstock unterer Ausstellungsmaterialien über den Widerstand von Juden gegen den Nationalsozialismus eingingen. Bis heute hat sie die Arbeit der Gedenkstätte nicht nur unterstützt, sondern um die Dimensionen von Zivilcourage und die Hilfen für Verfolgte bereichert. Dafür gebührt ihr großer Dank!

Seit der Befreiung vom Nationalsozialismus hat es in Deutschland immer wieder heftige und für Außenstehende häufig merkwürdig anmutende Auseinandersetzungen um den Widerstand gegeben. Bestimmten zunächst vor allem die Mitläufer und Täter die Diskussion, so rückten seit den 1950er Jahren immer mehr die Erfahrungen und Deutungen der Gegner des NS-Staates in den Blick der öffentlichen Diskussionen. Allerdings beherrschte dabei zunächst die Perspektive derjenigen die Deutungen, die sich als

aktive Regimegegner darstellten und den Eindruck erweckten, sie hätten aus deutlicher politischer Motivation das Regime bewusst und wirksam bekämpft. Entscheidendes Bewertungskriterium wurde der Versuch, aus dem Innern des Machtsystems zu dessen Umsturz beigetragen zu haben.

Dies bedeutete unausweichlich, dass der nicht in den staatlichen Institutionen praktizierte Widerstand zwar nicht an den Rand des Interesses geriet, aber doch weniger gewichtet wurde. Der militärische Widerstand wurde für die Traditionsbildung immer wichtiger, übrigens, auf ganz unterschiedliche Weise, in beiden Teilen Deutschlands. Rückte im Westen der Kreis um Stauffenberg in den Mittelpunkt der Traditionsbildung, so geriet zeitlich fast parallel im Osten das »Nationalkomitee Freies Deutschland« in das Zentrum der aktiven Gedenkpolitik. Beide Tendenzen verstärkten Versuche, ganz unterschiedliche, in der Konstruktion ihrer identitätsstiftenden Wirkungen aber durchaus vergleichbare Wurzeln einzelstaatlicher Traditionsbildung im geteilten Deutschland zu begründen.

Diese doppelte Traditionsbildung im geteilten Deutschland mündete schließlich in die Diskreditierung der Erinnerung im jeweils anderen deutschen Staat. Damit wurden unvermeidlich Dimensionen der Widerständigkeit verschüttet, die wir heute mit der Behauptung des Individuums gegenüber den Zumutungen der Macht im Alltag verbinden, die aber in den frühen 1950er Jahren eine ganz unübersehbar menschenrechtliche Legitimation des Individualwiderstands anstrebten. Menschenrechte werden im Alltag, nicht allein im Zentrum der Macht verteidigt. Sie zielen keineswegs auf den Sturz des Gesamtsystems, sondern auf den Schutz des Individuums, die Verteidigung seiner Würde und die Ermöglichung individueller Zukunft.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Widerstands ist überdies eine ständige Bemühung um seine begrifflichen Grundlagen. Jeder Versuch einer begrifflichen Festlegung hat Folgen: Bestimmt man als wesentliches Merkmal des Widerstands

seine politische Stoßrichtung, drohen alltägliche Dimensionen der Widerständigkeit vernachlässigt zu werden – mit allen Folgen für die menschenrechtliche Legitimation individueller Auflehnung, die sich bis in die Wiedergutmachungspraxis auswirken. Bestimme ich zum wesentlichen Bestandteil den Versuch, aus dem Zentrum der Macht heraus einen Umsturz des Gesamtsystems zu erreichen, werden alle Regimegegner, die nicht innerhalb des »inneren Kreises« der Macht operierten, vernachlässigt. Betone ich schließlich das Kriterium der Aktivität, so werden die Versuche derjenigen Gegner des NS-Staates verdrängt, die durch die nationalsozialistische Verfolgungspolitik eingesperrt, verfolgt, verdrängt wurden und so vielfach durch äußere Umstände der Möglichkeit beraubt wurden, aktiv den NS-Staat zu bekämpfen.

Hinzu kommen weitere Grundprobleme, etwa die Frage des Verhältnisses zwischen Konfrontation und Kooperation des Individuums mit diktatorischen Systemen. Sie berührt nicht allein die Verhaltensweisen von Funktionsträgern des NS-Staates, die nach Jahren den Weg in den Widerstand finden, sondern auch die Bereitschaft, andere Menschen zu denunzieren. Im Kern ist die Debatte über Hannah Arendts Buch *Eichmann in Jerusalem* keine Auseinandersetzung über die Dimensionen der Banalität des Bösen, sondern über die Kooperation zwischen einzelnen Mitgliedern der Judenräte und den Verfolgern. In diktatorischen Systemen scheint, dies ist ihre Botschaft, nicht einmal das Opfer den Zumutungen zu entkommen, die in absoluter Macht begründet sind.

Diese Macht ist der entscheidende Bezugspunkt der Widerständigkeit und der Widerstandskraft. Nicht abstrakt, gleichsam aktivistisch, lässt sich die Frage aufwerfen, weshalb sich angesichts der nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen die offene Auflehnung gegen die Entrechtung so selten nachweisen lässt. Im Hinblick auf nichtjüdische Zeitgenossen lässt sich die Antwort leicht finden. Sie waren vielfach befangen in antisemitischen und antijüdischen Vorstellungen, wollten sich nicht

gefährden, blickten weg aus Gleichgültigkeit oder Abstumpfung, waren karriere- oder familienbewusst und strebten nur nach der Sicherung ihrer eigenen Existenz. Dabei hatten sie kein Gespür für die Gefährdung anderer. Sie wollten ihre eigene Existenz bewahren und gehorchten deshalb. Dies hieß: sie wollten funktionieren. Dies erklärt zu einem guten Teil, weshalb nicht einmal die Deutschen in bemerkenswertem Umfang Widerstand leisteten, sondern den sie faszinierenden NS-Führern zujubelten.

Was sollten die Juden in dieser Situation tun können? Die immer wieder gestellte Frage, weshalb sich die Juden wie »Schafe zur Schlachtbank« führen ließen, wird in der Regel nur aus rhetorischen Gründen gestellt und lässt vielfach der Gespür für die lähmenden Wirkungen totaler Bedrohung der eigenen persönlichen und kollektiven Existenz vermissen. Wer fragt nach den Auswirkungen der Angst, den lähmenden Wirkungen der Gefühle von Ausweg- und Hoffnungslosigkeit, von Einsamkeit. Ein Jude hatte angesichts der Vernichtungsdrohungen und -absichten auf Dauer keine Möglichkeit, das Verhalten der Deutschen zu imitieren und durch Anpassung zu überleben.

Jede Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen und Möglichkeiten der Auflehnung von Juden ist deshalb schwieriger, denn man muss zunächst den gewohnten Blick verändern, der die Juden vor allem als Opfer deutet. Wir ahnen Angst und Verzweiflung, schildern sie, verarbeiten sie nicht selten künstlerisch – und so verlieren wir das Gefühl, dass die Opfer auflehnungswillig und selbstbehauptungsfähig waren. Statt dessen schauen wir auf die Täter und verstärken erneut die Opferperspektive, in dem wir die Objekte der Aggression und Vernichtung erneut ihrer aktiven Verhaltensmöglichkeiten berauben. Das Umfeld der Täter zeichnete sich durch Gefühllosigkeit, Kälte, nicht zuletzt durch Gleichgültigkeit aus. Dies anzuerkennen, sind wir in der Lage. Aber wir tun uns schwer mit den Konsequenzen: der Konstatierung einer Einsamkeit, einer Abschnürung von den Angehörigen, von der Geschichte und von der Zukunft. Diese Abschnürung zu

durchbrechen verlangte eine große Kraft, einen starken Willen, eine Aktivität, die nicht nur aus der Verzweiflung wuchs, sondern aus dem Anspruch, dem Täter nicht die Zukunft – die Deutung seiner Taten, die Verklärung der Geschichte – zu überlassen.

Gerade der Blick auf den Widerstand von Juden macht deutlich, dass erstarrte Begriffe nicht in der Lage sind, die vergangene Wirklichkeit zu erfassen. Widerstand von Juden verweist auf die totale Vernichtungsdrohung, nicht – wie in manchen anderen Bereichen des Widerstands – auf Versuche, das System zu verändern, eigene politische Optionen zu bewahren oder unter den Lebensbedingungen des NS-Staates zu entwickeln. Widerstand von Juden zielte letztlich auf die Selbstbehauptung nicht nur des Einzelnen, sondern seiner ganzen Gemeinschaft, seiner Geschichte und Religion. Und er konzentrierte sich wie bei keiner anderen Widerstandsart auf den Versuch, das Wissen von dem gegenwärtigen Schrecken in die Zukunft zu tragen – und dies angesichts des Todes.

Versuche der »Selbstbehauptung« lassen sich deshalb als Ausdruck eines Widerstands deuten, der große Aktivitäten verlangte, der riskant war und auf mehr zielte, als nur auf den Umsturz des Systems aus dem Innern der Macht. Diese im Widerstand durchgesetzte Selbstbehauptung ist nur vor dem Hintergrund des zerbrochenen Lebensgefühles zu verstehen, der zugleich das Ende eines Traumes vieler Juden bedeutete, die seit dem späten 18. Jahrhundert auf die Durchsetzung eines neuen Menschenrechtes und Menschheitsideals setzten. Diese Hoffnung wird im Rückblick bereits dadurch problematisch, weil es zu allen Zeiten Propagandisten eines »eliminatorischen Antisemitismus« (Goldhagen) gab, die lange Zeit in ihrer Wirkung begrenzt waren. Die Geschichte der Juden seit der Emanzipation ist deshalb eine Abfolge von Ausgrenzungen, Drohungen, Übergriffen und Entrechtungen, die schließlich unter dem Einfluss des totalitären Maßnahmenstaates in die Vernichtung mündeten. Nun scheiterten endgültig alle Vorstellungen, Christen und Juden oder, wie man sagte, Deutsche und Juden in einen gemeinsamen Lebenszusammenhang zu bringen.

Die in Deutschland lebenden Juden konnten sich das mit der nationalsozialistischen Machtergreifung Kommende in der Regel kaum vorstellen – sie so wenig wie andere spätere Regimegegner, die nach 1933 in ihren Erinnerungen wie Wilhelm Hoegner betonten, ihnen hätte in den Endjahren der Weimarer Republik und noch in der Konsolidierungsphase des NS-Staates die »Phantasie gefehlt«, sich die Zerstörung des Rechtsstaates mit allen seinen Folgen vorstellen zu können. Die Konfrontation mit der nationalsozialistischen Gewalt führte zu einer ersten politisch motivierten Massenemigration, in der durchaus eine frühe Form des Willens zur Selbstbehauptung deutscher Juden zu sehen ist. Allein 1933 verließen 40.000 Juden Deutschland, ein Jahr später noch einmal 30.000. Sie handelten klarsichtiger als jene, die ihr Heil zunächst einmal in der Betonung ihrer nationalen Zuverlässigkeit erblickten, ihre Kriegsauszeichnungen anlegten und darauf vertrauten, dass den aktiven Teilnehmern am Ersten Weltkrieg und deren Angehörigen kein Leid geschehen würde. Sie erkannten nicht, dass die NS-Führung keineswegs ihr Nationalgefühl bezweifelte, sondern dass sie ganz grundsätzlich den »Lebenswert« der deutschen Juden in Frage stellte.

Das erste einschneidende Erlebnis war für viele deutsche Juden der von der NSDAP organisierte Boykott jüdischer Geschäfte im April 1933. Viele Juden wurden nun mit einem offen betonten Willen der NS-Führung zur Rechtlosigkeit konfrontiert, der lähmte und geradezu wehrlos zu machen schien. Sie fühlten sich zugleich gedemütigt und sozial isoliert. Ausfälle gegen deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens hatte es seit der Judenemanzipation immer wieder gegeben – von den Treitschkes und Stoeckers führte ein gerader Weg zur antisemitischen Agitation der Nationalsozialisten – aber diese Bewegung hatte bis dahin nicht das Selbstverständnis der politischen Führungsschichten geprägt oder gar mit der staatlichen Macht verbunden. Die in Deutschland lebenden Juden wurden von staatlichen Stellen offiziell gebrandmarkt, gesellschaftlich ausgegrenzt und aus dem nationalen Konsens

ausgliedert. Es gab keine Gemeinsamkeiten mehr. Dies hatte natürlich Auswirkungen auf das Selbstverständnis der deutschen Juden und ihre Organisation eines Widerstandes, der auf die Bewahrung der eigenen Identität zielte.

Wenige Monate nach dem Aprilboykott, der in engem Zusammenhang mit der Entlassung von Beamten aus angeblich politischen und dabei immer auch »rassischen« Gründen gesehen werden muss, erließ die deutsche Reichsregierung – durch das Ermächtigungsgesetz auch zum Gesetzgeber geworden – ein Gesetz, welches die Vernichtung des angeblichen »rassischen Gegners« vorbereitete. Zum angeblichen Schutz der »Rasse« sollten »rassisch Minderwertige« seit Juli 1933 sterilisiert werden. Die Zerstörung dessen, was Menschenantlitz trug (Karl Jaspers) setzte allmählich ein, vor aller Augen und vor allem auch im Bewusstsein einer fachlich hervorragend geschulten Öffentlichkeit. Mediziner, Psychiater, Strafrechtsreformer beteiligten sich engagiert an der Entwicklung von Instrumenten einer so genannten »positiven« als auch einer »negativen Rassenpolitik«. Die »positive Eugenik« betonte Aspekte angeblicher »Rassenhygiene« und orientierte sich am Ideal eines »aufgenordeten Volks«; die »negative Eugenik« rechtfertigte Abtreibungen, Bestrahlung von Fortpflanzungsorganen, schließlich die Tötung von angeblich »lebensunwerten« Kindern, von Eltern, von Generationen, Geschlechtern, ja Völkern. So wurde deutlich: Widerstand, der sich dagegen richtete, widersetzte sich einem immer wieder ange-deuteten und schließlich deutlich ausgesprochenen Todesurteil gegen ein ganzes Volk.

Auch die »Nürnberger Gesetze« von 1935 stellten eine weitere Eskalationsstufe dar und bezeichneten den Übergang von der demonstrierten Verachtung zum Übergriff. »Rassenschande« wurde zum Delikt, das sich gegen den Einzelnen richtete und seine Würde mit seinem Menschenrecht auf die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in Frage stellte. Überdies wurden die deutschen Juden ihrer Bürgerrechte beraubt, als man sie zu

Staatsangehörigen erklärte. Juden wurden nun auch rechtlich zu Angehörigen einer eigenen Rasse, der sie nicht mehr entkommen konnten. Die Ausgrenzung der deutschen Juden verstärkte jedoch deren Eigen- und Selbstbewusstsein.

Dieses in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus entstandene neue Selbstwertgefühl war die vielleicht wichtigste Voraussetzung für vielfach bewiesene Selbstbehauptung und offen gezeigten Widerstandswillen von Juden. Zahlreiche zionistische Organisationen verstärkten zunehmend ihren Einfluss auf die Entstehung einer jüdischen Identität. Wie aber sollten die deutschen Juden, die sich weiterhin als Deutsche empfanden, auf Terror, Entrechtung, Zerstörung der Bildungschancen ihrer Kinder und gesellschaftliche Ächtung reagieren? Für sie bot die Emigration eben keinen akzeptierbaren Ausweg, denn sie fühlten sich im Exil fremd, verstanden die fremden Sprachen und Lebensgewohnheiten nicht, glaubten angesichts der Not, die ihnen im Ausland nach der faktischen Enteignung durch die deutschen Behörden bevorstand, auch nicht an eine lebenswerte Überlebenschance im Ausland. Hinzu kam die zunehmende Fremdenfeindlichkeit in den aufnehmenden Ländern.

Allein zwischen 1934 und 1938 verließen 100.000 deutsche Juden das Reich. Sie flüchteten vor den Nationalsozialisten und ihren Politikern, nahmen dafür Unsicherheit und Elend eines ungewissen häufig feindlichen Asyls in Kauf und lösten sich von der deutschen Gesellschaft. Sie reagierten aktiv auf den Vorgang der Absonderung und Ausstoßung, in dem sie die Deutschen verließen, die auf Geheiß des NS-Führung private Kontakte zu Juden schon bald nach 1933 eingeschränkt hatte. Die Furcht vor den Folgen aufrechterhaltener Beziehungen zwischen Deutschen und Juden beherrschte beide Seiten und lähmte sie in gleicher Weise.

Dennoch blieben langfristig nicht nur die Möglichkeiten der Emigration, um sich selbst zu behaupten und auf die Bedrohung der Juden zu reagieren. Flucht aus Deutschland war so keine

Ausflucht, sondern Ausdruck eines Selbstbehauptungswillens trotz einer systematisch vorbereiteten Vertreibung, die mit einer Beraubung einherging. So muss die Frage nach dem jüdischen Widerstand neben den sozialen, kulturellen und politischen Voraussetzungen auch von den zeitspezifischen Kontexten einer Auflehnung der Juden ausgehen. Voraussetzungen des Widerstands von Juden spiegelten ebenso wie die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge die ganze Vielfalt der europäischen Geschichte in ihren sozialen Differenzierungen, in ihrer nationalstaatlichen Vielfalt und ihrer religiösen Vielgestaltigkeit, nicht zuletzt aber auch ihrer regionalen Herkunft. Denn unsere Vorstellung vom einheitlichen Judentum ist erst das Ergebnis der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Es hat mit seinen Unterdrückungen, Verfolgungen und Verbrechen eine einheitliche Vorstellung hervorgebracht, die im eigentlichen Sinne eine Lebenswirklichkeit der gemeinsamen jüdischen Existenz entstehen lässt. Diese bildet sich in der Konfrontation mit der fundamentalen Infragestellung des Judentums, in der Auseinandersetzung mit einem Gegner, der die Vernichtungsfrage nicht nur abstrakt stellt, sondern die Vernichtung praktisch betreibt: zynisch, zielstrebig, brutal, menschenverachtend. Diese Vernichtungsabsicht bildet die entscheidende Kontrastfolie für die Bestimmung des Widerstands von Juden und die Würdigung mannigfacher Formen der Widerständigkeit.

In der Gegenüberstellung mit dieser totalen Infragestellung von Juden muss gedacht und bestimmt werden, was unter jüdischem Widerstand, unter dem Widerstand von Juden verstanden werden kann. Die zentrale Kategorie eines Widerstandsbegriffs, der diese besondere Situation von Menschen, Familien, Gruppen und Gemeinden an der Grenze zur Vernichtung des Einzelnen und zur beschlossenen Ermordung eines ganzen Volkes reflektiert, kann nicht allein der Wille zur politischen Aktion sein, sondern nur der Wille zur Selbstbehauptung. Damit ist nicht der in unserer Gegenwart inflationierte Begriff gemeint, sondern der wörtliche Sinn: die Behauptung des »Selbst«, der eigenen Person

und Personalität, des Lebens, der Herkunft, der Traditionen, der Erfahrungszusammenhänge und spezifischen Welthorizonte.

Wir wissen aus Erinnerungen, wie weit diese Selbstbehauptung ging: Bis zum Verlust geliebter Menschen, an die nach der Trennung in der Wirklichkeit der Lager kaum ein Gedanke bleiben konnte, wollte man in der Trauer um den Verlust der Liebsten nicht zugrunde gehen. Die Trennung von dem geliebten anderen Teil eines gemeinsamen und so weit zurückliegenden früheren Lebens konnte nur überwunden werden bei einem ins Extrem gesteigerten Überlebenswillen. Nur wer die Ghettos und Lager überlebte, hatte die Möglichkeit zu hoffen, dereinst, nach der Befreiung die Nachricht vom Schrecken zu verbreiten, Tatsachen zu berichten, an die zu glauben sich manche Menschen bis heute zu weigern scheinen.

Wir wissen wiederum nur aus Erinnerungen, dass der Gedanke Überlebenskraft gab, die Kenntnis des Schreckens und des Unrechts in die Zukunft zu tragen. Dem Peiniger nicht die Möglichkeit zu überlassen, die Geschichte des Völkermords zu schreiben, dies gab nicht selten Überlebenskraft. Dies konnte bedeuten, Aufzeichnungen zu machen und zu verstecken, dies konnte heißen, dass Kleinigkeiten, Gegenstände, Bilder des inneren Blicks, Gespräche und Begegnungen zu einer wesentlichen Voraussetzung und Begleiterscheinung der Selbstbehauptung werden konnten. Dass ein abgezweigtes Essbesteck aus der Berliner Wohnung, eine kleine Notiz, ein Foto oder ein Erinnerungstuch, eine Steinguttasse als Relikte einer jäh zerstörten vergangenen Wirklichkeit eine große Bedeutung für die eigene Behauptung erhalten konnten. Es ging nicht selten darum, durch die Bewahrung von Erinnerungsstücken den Willen zu bekräftigen, sich die Zukunft nicht nehmen zu lassen. Gegen die Neigung zum Vergessen, die vielfach überlebensnotwendig war, wurde der Wille zur Überlieferung der Erinnerung in die Zukunft hinein entwickelt. Zuweilen musste sich dieser Überlieferungswillen schon in der Lagergegenwart bewähren. Dort mussten Absprachen getroffen

werden, um Gegenstände aus dem Lager zu schmuggeln, schließlich um Nachrichten – etwa über die Verbrechen in den Vernichtungslagern – in die Welt zu übermitteln. Aus diesem Willen entstand etwa die Kraft zur Widerständigkeit eines weiblichen KZ-Häftlings in der Kleiderkammer, die in den Taschen der Mäntel von Ermordeten Judensterne versteckte, bevor diese Kleidungsstücke an das Winterhilfswerk überstellt wurden. Sie hoffte, auf diese Weise die Nachricht vom Völkermord in die Welt zu tragen.

Der Wille, die Tatsachen zu bewahren und so die Voraussetzungen für Erinnerung und Gedenken zu schaffen, ist eine wesentliche Antriebskraft des Widerstands von Juden gewesen, die unter den Bedingungen des Ghetto- und KZ-Systems zu handeln gezwungen waren. Dieser Widerstand ist nur verständlich als Ausdruck einer kollektiven und personalen Selbstbehauptung, die auf Überlieferung von Erfahrungen und Kulturen zielte. Es ging um Bewahrung und Festigung jüdischer Identität, die sich aus den Leiden und den Erfahrungen existentieller Bedrohung speiste, aber nicht in diesen aufging. Niemals waren diejenigen, die sich behaupten wollten, bereit, dem Gegner und Peiniger den Anspruch auf die Zukunft zu überlassen. Selbstbehauptung konnte sich steigern zum Selbstbewusstsein, das auf seine Verwirklichung durch eine Aktion drängen wollte.

Die Manifestation des Widerstands von Juden ist vielfach als Versuch gedeutet worden, zumindest die Begleitumstände des von der NS-Führung angeordneten Todes zu gestalten. Immer aber ging es um mehr als nur um einen Akt, der in letzter Verzweiflung erfolgte. Denn das Ziel der Aktion war es, sich im Widerstand selbst zu behaupten, als Mensch und als Jude, aber auch als Kraft, die den Verlauf der Geschichte mitbestimmte.

Dieser Wunsch entschied über den unterschiedlich organisierten Widerstand, den Juden im Rahmen von politischen Gruppierungen leisteten, und über die Anstrengung zur Rettung des eigenen Lebens durch Verweigerung und aktive Abwehr. Juden, die Widerstand leisteten, handelten im Unterschied zu den meisten

Angehörigen der bürgerlichen und militärischen Opposition niemals aus partieller innerer Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus. Der jüdische Widerstand war auch nicht belastet durch die vielfach unter deutschen Oppositionellen anzutreffende antisemitische Grundstimmung, wie sie auch die europäischen Widerstandsbewegungen vielfach prägten und belasteten, so sehr, dass dieser Bereich bis heute nicht erschöpfend untersucht, nicht einmal präzise thematisiert worden ist. Im Widerstand von Juden ist die Auflehnung gegen die höchste Lebensangst, die größte Bedrohung, die menschlich anrührendste Dimension der Auflehnung eines Volkes zu sehen, das mit seinen Kindern, Frauen und Greisen, mit seinen Hilfs- und auch Sprachlosen blindwütigen Menschen ausgeliefert war, die ein totaler Vernichtungs-, ein Entwurzelungswillen antrieb und sich durch die Bewahrung der eigenen Identität selbst behauptete.

In dieser Hinsicht ist die Besonderheit des jüdischen Widerstands zu betonen, der zukunftssträchtiger und prinzipiell wichtiger als der so oft besprochene angebliche »jüdische Selbsthass« ist. Angesichts des nicht zu hemmenden, sondern sich im Kriegsverlauf zum »Ersatzkriegsziel« (Broszat) steigernden Vernichtungswillens kann jüdischer Widerstand nicht auf den Umsturz des Ganzen zielen, und schon gar nicht kann er aus dem Zentrum der Macht erfolgen. Er wendet sich gegen diejenigen, die sich vorgenommen haben, das jüdische Volk auszurotten und die unverfälschte Erinnerung an seine Geschichte, Kultur, Sprache und Kunst, an seine Mitmenschlichkeit, zu zerstören. Diese Absicht misslingt, trotz der bis heute nicht dimensionierbaren Ausrottung des Ostjudentums, trotz der Zerstörung der westeuropäischen jüdischen Kultur, welche mit ihren Überlebenden niemals mehr ein ganz integrierbarer Teil der westlichen Gesellschaften werden kann.

Zum Widerstand von Juden gehörte so die in Konzentrationslagern und Ghettos bewiesene Selbstbehauptung, das Überleben im Untergrund und auf der Flucht vor den nationalsozialistischen

Verfolgern, oder der bewaffnete Kampf in den Reihen der alliierten Armeen, die Hitlers Herrschaft stürzen wollten.

In diesem Kampf drückte sich nicht nur die Bewahrung der eigenen Identität, sondern auch die Tradierung von wesentlichen Elementen jüdischen Selbstbewusstseins und jüdischen Lebens, von jüdischer Geschichte in die Zukunft aus. Weil der jüdische Widerstand mit den herkömmlichen Kategorien der modernen Widerstandsforschung nicht zu erfassen ist, geht es auch um die Einsicht in die totale Konfrontation des Menschen mit einem unbegrenzten Vernichtungswillen der NS-Führung.

Ist angesichts des Willens zur völligen Vernichtung des Judentums die Geschichte der jüdischen Selbstbehauptung nicht zugleich ein wichtiger Teil der Geschichte der Nichtjuden? Denn die »Judenfrage«, die die Nationalsozialisten »lösen« wollten, ist nicht allein eine Frage der Nichtjuden an die Juden. Die »Judenfrage« ist auch eine Frage der Juden an uns, wie manche Gegner Hitlers, unter ihnen Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer, sehr frühzeitig erkannt hatten. Selbstbehauptung von Juden verweist auf einen existentiell bedrängenden Kern unbedingter Gegnerschaft; so beeinflusst er auch die Gegnerschaft von Nichtjuden, die in ihrer Haltung zur »Judenfrage« die Chance erhalten, einen Teil ihrer eigenen Moralität zu beweisen – und dabei nicht selten versagen.

Was bleibt? Der geradezu übermenschlich anrührende Widerstand von Juden ist nicht ein leichthin zu heroisierender Teil der Erfolgsgeschichte des Kampfes gegen den Nationalsozialismus. Er ist in seinem Wirken und in seinem Erfolg nicht an den Ereignissen zu messen, die den Völkermord an den Juden prägen. Angesichts der Vernichtungsbereitschaft der Nationalsozialisten verkörpert jeder, der sich behauptete, eine Möglichkeit der Selbstbehauptung. Die Geschichte der Juden ist insgesamt Ausdruck einer jahrtausendlangen Selbstbehauptung als Volk und Gruppe – und als Individuum. So gesehen, benötigen die Juden kaum die Geschichte des Widerstands als Ausgangspunkt eines historischen Mythos,

wie er in manchen Staaten von West- und Osteuropa gepflegt wurde. Mythisierungen ziehen unausweichlich Entmythisierungen nach sich. Vor dieser Entmystifizierung ist die Geschichte des Widerstands von jenen Juden gefeiert, die sich vor 1945 gegen ihre Verfolger zur Wehr setzten und ihr eigenes Bild in der Geschichtsschreibung hinterließen – sie leisteten Widerstand, nicht um das System zu ändern oder zu modifizieren, sondern um zu überleben. Insofern verkörpern sie die Konfrontation des Individuums mit der totalen Macht – die Grunderfahrung der Geschichte unseres Jahrhunderts, eines Jahrhunderts der Diktaturen.

Die deutsche Zeitgeschichtsforschung hat viele Jahre vergehen lassen, ehe sie den Kampf um das eigene und das kollektive Überleben der bedrohten Juden als Forschungsthema entdeckt und selbst vorangetrieben hat. Heute handelt es sich um ein Forschungsthema, das sich in Theaterstücken, Filmen und Ausstellungen niedergeschlagen hat. Eine der wichtigsten Gedenkstätten dieser Art verdanken wir Inge Deutschkron, die nach der Entdeckung der weitgehend erhaltenen Räume, in denen Otto Weidt seine Blindenwerkstatt für die Produktion von Bürsten und Besen betrieben hatte, nicht abließ von ihrer Idee, daraus eine Gedenkstätte zu machen. Sie hat inzwischen einen festen Platz in der Berliner Erinnerungslandschaft gefunden und Weiterungen gezeitigt. Denn hinzu ist seitdem die Gedenkstätte zur Erinnerung an die Helfer von bedrohten Juden, die untertauchen wollten, um ihrer Ermordung in den Lagern und Gettos zu entgehen, gekommen. So kam zusammen, was zusammengehört: Die »Stillen Helden« und die verfolgten und von den Nationalsozialisten zur Vernichtung bestimmten Juden, die überleben wollten. Selbstbehauptung als Widerstand – hier wird deutlich, dass diese Art der Auflehnung Teil einer Widerstandsgeschichte ist, die Breite und Vielfalt der Widerständigkeit in gradueller Steigerung erfassen will.

Unumstritten war dieses Widerstandskonzept nicht immer. Inge Deutschkron hat es nicht nur unterstützt, sondern eine wichtige Dimension erschlossen, die Widerstand im Alltag auf eine

andere Weise deutlich machte, als es viele Erzählungen von Angepassten und Mitläufern taten, die behauptet hatten, die Verweigerung eines Hitlergrußes, die Ausstattung mit einem Regenschirm, der gehindert hätte, den rechten Arm zu heben habe sie zu Widerständigen gemacht. Für verfolgte Juden ging es um Leben und Tod, nicht um die Verklärung des Lebens im »Dritten Reich«. Daran hat Inge Deutschkron erinnert und viele ihrer Zeitgenossen vor den Geschichtslegenden bewahrt, die gerade in den 1950er Jahren blühten, in der Zeit vor dem Eichmann- und dem Auschwitz-Prozess, vor den Verjährungsdebatten. Inge Deutschkron gehörte zu der Gruppe der Handelnden wie Robert M. W. Kempner, Wolfgang Scheffler, Joseph Wulf, Fritz Bauer und Adalbert Rückerl, die verhinderten, dass sich die Wirklichkeit des Völkermords, den die Nationalsozialisten als ihr wichtigstes Kriegsziel empfanden, in beliebige Meinungen der Nachlebenden auflöste.

Der Vergangenheit entkommen zu wollen, das war Ausdruck eines Fluchtwunsches – der Vergangenheit aber muss man sich stellen, und wenn man es nicht will, dann ist der Fluchtwillige auf Menschen angewiesen, die ihn konfrontieren mit der vergangenen Wirklichkeit, die ihn nicht entkommen lassen, die ihn stellen. Das verdanken wir Inge Deutschkron, und das ist mehr, als Vergangenheit zu schildern. Sie stieß die Nachlebenden mitten hinein in eine Zeit, die ihr nach dem Leben getrachtet hatte. Sie schrieb Bücher, um der Neigung vieler zur Derealisierung der NS-Zeit entgegenzutreten. Deshalb können wir ihr nicht dankbar genug sein.

Johannes Tuchel
Der ignorierte
Widerstand:
Entwicklung und
Perspektiven der
Erinnerung an die
»Stillen Helden«

Inge Deutschkron hat sich nach 1945 immer wieder für jene Menschen eingesetzt, die während der nationalsozialistischen Diktatur verfolgten Juden geholfen haben, den »Stillen Helden«. Unermüdlich hat sie sich für die Erinnerung an diese Menschen stark gemacht und ihre Bemühungen haben schließlich zu der Errichtung des »Museums Blindenwerkstatt Otto Weidt« und der »Gedenkstätte Stille Helden«, beide in Berlin-Mitte in der Rosenthaler Straße 39, geführt. Dies sind heute die zentralen Orte der Erinnerung an Helferinnen und Helfer, aber auch an jene, die als Juden den Entschluss fassten, sich den Deportationen in die Vernichtungsstätten in den deutsch besetzten Gebieten zu entziehen.

Heute ist die Erinnerung an die »Stillen Helden« Teil des kollektiven Gedächtnisses der Bundesrepublik Deutschland. Doch dies ist längst nicht immer so gewesen, denn der Titel dieses Beitrags »Der ignorierte Widerstand« beschreibt die Bewertung in der Nachkriegszeit für die Hilfsaktionen für verfolgte Juden sehr präzise. Im Folgenden möchte ich daher die Nachkriegswahrnehmung der Helferinnen und Helfer und die Entwicklung des Forschungsstandes in Deutschland thesehaft behandeln.¹

Die Wahrnehmung der Helferinnen und Helfer als integraler Bestandteil des Widerstands gegen den Nationalsozialismus ist eine Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte. Bis dahin wurden die Hilfen für Verfolgte ignoriert, verdrängt oder gering geschätzt. Einige Versuche, diese Hilfsaktionen positiv in das kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik Deutschland einzuprägen, waren in den 1950er und 1960er Jahren nicht erfolgreich. Dies sollte sich erst in der Zeit nach 1990 grundlegend ändern.

¹ Für viele Hinweise und Anregungen zu diesem Beitrag danke ich Beate Kosmala, Barbara Schieb, Claudia Schoppmann und Martina Voigt herzlich.

Im folgenden ist zu unterscheiden

1. zwischen der öffentlichen Wahrnehmung,
2. der Praxis von Entschädigung und Anerkennung und
3. schließlich der Entwicklung in der Forschung.

Diese Entwicklungen sind eng aufeinander bezogen.

1. Die öffentliche Wahrnehmung

Viele Deutsche empfanden nach 1945 den Widerstand gegen den Nationalsozialismus immer noch als »Verrat« und sahen in denjenigen, die sich dem NS-System widersetzt hatten, »Verräter«. Diese Einschätzung galt für den Widerstand insgesamt, und dieses negative Bild sollte sich erst langsam wandeln.²

Die Geringschätzung der Umwelt für die Helferinnen und Helfer korrespondierte aber mit einem anderen Phänomen: Dem Schweigen der Helfer. Sie hatten ihre Umgebung in der NS-Zeit als feindlich erlebt und wahrgenommen – und viele von ihnen erlebten dies auch noch in der Zeit nach 1945. Sie setzten ihr Schweigen auch noch fort, als langsam die Vorbehalte gegen die Widerstandskämpfer im allgemeinen etwas geringer wurden. Hinzu kam, dass viele über ihre Hilfe nicht sprachen, da sie diese Hilfe immer als selbstverständlich angesehen hatten.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass die Hilfen für verfolgte Juden eine zentrale Herausforderung des nationalsozialistischen Herrschaftssystems bedeuteten. Die Judenverfolgung und der Völkermord an den Juden Europas standen im Zentrum der nationalsozialistischen Ideologie und Herrschaftsausübung. Die Nationalsozialisten wollten sämtliche Juden in ihrem

² Vgl. Johannes Tuchel, *Vergessen, verdrängt, ignoriert – Überlegungen zur Rezeptionsgeschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus im Nachkriegsdeutschland*, in: Ders., (Hrsg.): *Der vergessene Widerstand. Zu Realgeschichte und Wahrnehmung des Kampfes gegen die NS-Diktatur*, Göttingen 2005, S.7 ff.

Herrschaftsbereich ermorden – ohne jede Ausnahme. Wer nun einen Juden versteckte oder ihm auf irgendeine andere Art und Weise half, traf damit das System im ideologischen Kern seines Herrschaftsvollzugs. Wer einem Juden half, stellte das System radikal in Frage. Unter dieser Voraussetzung ist die Hilfe für verfolgte Juden als eine extrem bedeutsame Widerstandshandlung anzusehen.

Doch dazu war die bundesdeutsche Gesellschaft in den 1950er Jahren noch längst nicht bereit. Ein zweiter Punkt kam hinzu: Die Deportation von mehr als 160.000 deutschen Jüdinnen und Juden in die Vernichtungslager und Vernichtungsstätten in den besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion war vor den Augen der deutschen Bevölkerung geschehen und zwar fast ohne jede Regung des Protests oder öffentlichen Widerspruchs. Diejenigen, die Juden geholfen hatten, hatten dadurch die Existenz von alternativen Handlungsmöglichkeiten demonstriert. Dies nach 1945 anzuerkennen, hätte das eigene Selbstbild vieler Deutscher von der angeblichen Ohnmacht gegenüber den nationalsozialistischen Machthabern zerstört. Wolfgang Benz hat dies einmal so formuliert: »Die Retter der Juden vergaß man, nicht nur, weil sie selbst kein Aufheben von ihren Taten machten, sondern weil ihr Engagement die Behauptung der Anspruchslosen, man habe nichts machen können gegen den Terror, als Legende entlarvt.«³

2. Die Praxis von Entschädigung und Anerkennung

Die Frage, wie mit Widerstandskämpfern und Verfolgten nach 1945 umgegangen worden ist, wäre eine eigene Tagung wert. Tatsächlich sind hier sowohl regionale als auch zeitliche Unterschiede in der Anerkennungspraxis festzustellen. Erst in der Zeit

³ Wolfgang Benz, *Juden im Untergrund und ihre Helfer*, in: Ders. (Hrsg.), *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*, München 2003, S.48.

ab 1953 durch das so genannte Bundesergänzungsgesetz, in der Zeit ab 1956 durch das Bundesentschädigungsgesetz (BEG), gab es eine bundeseinheitliche Regelung. Jetzt war Juden, die »illegal« gelebt hatten, möglich, Anträge auf Entschädigungsleistungen zu stellen.⁴ Doch für ihre Helfer und Helferinnen gab es gar nichts. Die meisten fielen nicht unter die vom BEG definierten Opfergruppen, zudem fiel es ihnen oftmals schwer, einen konkreten Verfolgungsschaden, den das BEG verlangte, nachzuweisen. Doch selbst, wenn ein Verfolgungsschaden eines Helfers oder einer Helferin konkret nachgewiesen werden konnte, gab es oftmals keine Entschädigung, weil die Hilfe für verfolgte Juden nach den Kriterien des BEG nicht anerkannt wurde. Dies galt auch für Berlin, wo das Gesetz über die Anerkennung und Versorgung der politisch, rassistisch oder religiös Verfolgten des Nationalsozialismus (PrVG) seit 1956 etwas weiterreichende Kriterien als das BEG formulierte.⁵

Denn – so das Berliner Entschädigungsamt – die Hilfe für verfolgte Juden war keine Handlung, die »gegen den Bestand des nationalsozialistischen Regimes« gerichtet war.⁶ In einem

- 4 Bundesentschädigungsgesetz in der im Bundesgesetzblatt Teil III, Gliederungsnummer 251-1, veröffentlichten bereinigten Fassung, das zuletzt durch Artikel 15 Absatz 63 des Gesetzes vom 5. Februar 2009 (BGBl. I S. 160) geändert worden ist. Dort heißt es in § 47 (1): »Der Verfolgte hat Anspruch auf Entschädigung, wenn er in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945 den Judenstern getragen oder unter menschenunwürdigen Bedingungen in der Illegalität gelebt hat.«
- 5 Gesetz über die Anerkennung und Versorgung der politisch, rassistisch oder religiös Verfolgten des Nationalsozialismus (PrVG) vom 13. April 1956 in der Fassung vom 21. Januar 1991. Hier heißt es in § 2 (2): (2) Ein Verfolgungstatbestand liegt insbesondere vor, wenn die Personen 1. inhaftiert gewesen sind, 2. illegal leben mußten, 3. von Zwangsarbeitsmaßnahmen betroffen waren, 4. den sogenannten »Judenstern« tragen mußten, 5. gesundheitliche Schäden erlitten haben, 6. Zwangsvornamen tragen mußten, 7. in besondere Lager verbracht worden sind, 8. in eine Straf- oder Bewährungseinheit der Wehrmacht eingereiht waren.«

ablehnenden Bescheid vom Februar 1959 hieß es etwa: »Deshalb ist auch der Verkehr mit jüdischen Menschen, der Abschluss von Geschäften mit ihnen oder in ihrem Interesse wie auch die ihnen gewährte persönliche Hilfeleistung und Beratung, sei es im Rahmen des Berufs, sei es auf Grund persönlicher Freundschaft, kein Widerstand gegen den Nationalsozialismus, da solche Taten nicht geeignet sind, ein Regime zu unterhöhlen.«⁷

Diese extrem enge Definition ist nicht nur als ein Ergebnis der Diskussion über den Widerstand in den 1950er Jahren anzusehen,⁸ sondern findet sich ähnlich auch in der Auslegung des Bundesentschädigungsgesetzes.⁹ Mit anderen Worten: Menschen, die verfolgten Juden geholfen hatten, standen aus diesem Grund in Deutschland nach 1945 weder eine Entschädigungszahlung noch eine laufende Renten- oder Beihilfenzahlung zu. Viele von ihnen verbitterte dies.

In den späten 1950er Jahren war es dann der Berliner Innenminister Joachim Lipschitz, der die Initiative ergriff, »Unbesungene Helden« zu ehren. 1958 gab es die ersten Ehrungen, 1960 wurde die Regelung in ein Landesgesetz übernommen. Die Ehrungen waren oftmals mit kleineren Geldzahlungen für sozial Bedürftige verbunden. Tatsächlich wurden bis 1963 mehr als 1500 Anträge gestellt, insgesamt jedoch nur 738 Frauen und Männer geehrt, wie

- 6 Vgl. Dennis Riffel, *Unbesungene Helden. Die Ehrungsinitiative des Berliner Senats 1958 bis 1966*, Berlin 2007, S. 32.
- 7 LAB, B Rep 078, Zug. Nr. 6026, UH 245 Akte Hedwig Porschütz, Vermerk vom 3. Februar 1959. Vgl. zum Gesamtzusammenhang Johannes Tuchel, *Hedwig Porschütz. Die Geschichte ihrer Hilfsaktionen für verfolgte Juden und ihrer Diffamierung nach 1945*, Berlin 2010.
- 8 Vgl. Peter Steinbach, »Unbesungene Helden« – ihre Bedeutung für die allgemeine Widerstandsgeschichte. Überlegung im Zusammenhang mit einigen jüngeren Widerstandskontroversen und widerstandsgeschichtlichen Einengungsversuche, in: Ders., *Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen*. 2., wesentlich erweiterte Auflage, Paderborn 2001, S. 107 ff.
- 9 Vgl. dazu ausführlich: Riffel, *Unbesungene Helden*, S. 32 ff.

Dennis Riffel herausgearbeitet hat.¹⁰ An der restriktiven Praxis der Entschädigungen in Berlin – und nicht nur in Berlin – änderte sich jedoch auch unter Lipschitz nichts. Ähnlich war die Praxis und Regelung in anderen Bundesländern, so dass in der Tat viele der Helfer und Helferinnen ohne jede Anerkennung ihrer Handlungen blieben.

Anders war die Situation in Israel. Seit 1953 gibt es dort ein Gesetz zum Gedenken an Märtyrer und Helden. Die Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem richtete bald darauf eine Abteilung für die »Gerechten unter den Völkern« ein, »die ihr Leben riskierten, um Juden zu retten«. Eine Kommission aus bekannten israelischen Persönlichkeiten unter der Obhut von Yad Vashem prüft seit 1963, wer den Kriterien dafür entspricht. In dem hier angesprochenen Zusammenhang der Ehrungen ist von Bedeutung, dass bis Anfang des Jahres 2010 23.226 Männer und Frauen diese Auszeichnung erhielten. Darunter waren 476 Deutsche. Seither haben sich diese Zahlen noch geringfügig erhöht. Über die deutschen Judenretter informierte erstmals Anton Maria Keim 1983 in einer Biographieauswahl;¹¹ 2005 folgte ein von Israel Gutmann u. a. herausgegebenes Lexikon über die deutschen und österreichischen »Gerechten«.¹² das allerdings auch Kritik herausforderte.¹³

10 Vgl. Dennis Riffel, »Unbesungene Helden«: Der Umgang mit »Rettung« im Nachkriegsdeutschland, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.), *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945*, Berlin 2002, S. 319.

11 Anton Maria Keim (Hrsg.), *Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland*, Mainz 1983, 2. Auflage 1984.

12 Israel Gutman unter Mitarbeit von Sara Bender/Daniel Fraenkel/Jakob Borut (Hrsg.): *Lexikon der Gerechten unter den Völkern. Deutsche und Österreicher*, Göttingen 2005.

13 So schrieb Wolfgang Benz, *Das Lexikon der Gerechten unter den Völkern*, in: *Deutschland-Archiv* 39 (2006) 3, S. 553 f.: »Unter souveräner Missachtung des Forschungsstandes wird ein Konglomerat von Informationen geboten, das wenig konzeptionelles Bemühen erkennen lässt.«

3. Die Entwicklung in der Forschung

Es ist immer wieder festzustellen, dass die Erforschung des Massenmordes an den europäischen Juden in Deutschland zu spät begann und in den 1950er und 1960er Jahren große Defizite aufwies. Erst nach der amerikanischen Fernsehserie *Holocaust* Ende der 1970er Jahre sollte sich dies auf einigen Themengebieten grundlegend ändern. Vor diesem Hintergrund verwundert es auch nicht, dass die Forschung zu den Helfern und Helferinnen erst mit großer Verspätung einsetzte.

Ohne das Buch des Journalisten Kurt R. Grossmann *Die unbesungenen Helden*, das in erster Auflage erstmals 1957 erschien, hätte es in Deutschland in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten fast keine Informationen zu diesem Thema gegeben.¹⁴ Grossmann hatte seine Arbeit bereits seit den späten 1940er Jahren geplant; 1956 erschienen sowohl im Berliner »Telegraf« als auch in der »Süddeutschen Zeitung« Aufrufe von ihm, in denen er um Zusendung von Berichten bat. Er war erfolgreich; mehr als einhundert Erinnerungen, sowohl von Helfern als auch von Geretteten, gingen bei Grossmann ein. In der zweiten Auflage von 1961 konnte er bereits von der Ehrungsinitiative berichten, zu der Lipschitz durch das Buch angeregt worden war. Eine dritte, gegenüber 1961 unveränderte Ausgabe, erschien lange nach Grossmanns Tod 1972 im Ullstein-Verlag 1984.¹⁵ Viele später bekannte Namen tauchen in seinem Buch erstmals oder wieder auf: Oskar Schindler, Wilhelm Daene, Helene Jacobs, Siegmund Weltlinger – um nur einige zu nennen.

Zwischen den 1960er und den 1980er Jahren waren es vor allem Journalisten, die über das Thema zu informieren suchten. Darunter waren Michael Horbach (1964), Heinz David Leuner (1967),

14 Kurt R. Grossmann, *Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunkelsten Tagen*, Berlin 1957.

15 Vgl. dazu ausführlich: Riffel, *Unbesungene Helden*, S. 37 ff.

Leonard Gross (1983) und später Eric Silver (1994).¹⁶ Daneben standen Erinnerungsberichte der Verfolgten, etwa von Else R. Behrend-Rosenfeld,¹⁷ Ilse Rewald,¹⁸ Hans Rosenthal¹⁹ oder Inge Deutschkron,²⁰ um nur einige der wichtigsten zu nennen. Das Phänomen wurde beschrieben; es wurde versucht, die Erinnerung an die Helfer stärker ins öffentliche Bewusstsein zu bringen. Dies ersetzte aber nicht die systematische Forschung, die zu dieser Zeit noch nicht stattfand.

Doch ähnlich, wie es 1978 des Filmes *Holocaust* bedurfte, um sich in Deutschland intensiver der Holocaustforschung zuzuwenden, war es 1993 der Film *Schindlers Liste*, der am Beispiel des Judenretters Oskar Schindler das Interesse der Öffentlichkeit und der Forschung auf das Thema der Hilfen für Verfolgte lenkte.²¹ Der Film von Steven Spielberg basierte auf der Romanvorlage von Thomas Keneally,²² wurde mit sieben »Oscars« ausgezeichnet und führte zu heftigen öffentlichen Diskussionen.

In der Dauerausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand widmete sich seit 1988 ein maßgeblich von Barbara

16 Michael Horbach, *Wenige*, Freiburg i. Br. u. a. 1964, neue Auflage unter dem Titel *So überlebten sie den Holocaust. Zeugnisse der Menschlichkeit 1933–1945*, München 1979; Heinz David Leuner, *Als Mitleid ein Verbrechen war. Deutschlands stille Helden 1939–1945*, Wiesbaden 1967; Leonard Gross, *Versteckt. Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten*, Reinbek 1983; Eric Silver, *Sie waren stille Helden. Frauen und Männer, die Juden vor den Nazis retteten*, München 1994.

17 Else R. Behrend-Rosenfeld, *Ich stand nicht allein. Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland 1933–1945*, Köln u. a. 1949, 2. unveränderte Auflage Köln u. a. 1963, 3. Auflage Köln u. a. 1979.

18 Ilse Rewald, *Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben*, Berlin 1975.

19 Hans Rosenthal, *Zwei Leben in Deutschland*, Bergisch-Gladbach 1980.

20 Inge Deutschkron, *Ich trug den gelben Stern*, Köln 1978.

21 Zur Einführung: Mietek Pemper/Viktoria Hertling/Marie Elisabeth Müller, *Der rettende Weg. Schindlers Liste – Die wahre Geschichte*, Hamburg 2005 und David M. Crowe, *Oskar Schindler*, Göttingen 2005.

22 Thomas Keneally, *Schindlers Liste*, München 1983.

Schieb mit vorbereiteter Ausstellungsbereich den »Hilfen für Verfolgte«. Hier wird am Beispiel der Gruppe »Gemeinschaft für Frieden und Aufbau« um Werner Scharff und Hans Winkler an »Netzwerke der Hilfe« erinnert.²³ Hier wird auch das »Unternehmen Sieben« dokumentiert, mit dem Regimegegner um Hans von Dohnanyi und Hans Oster aus dem Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht 1942 jüdische Flüchtlinge in die Schweiz retten konnten,²⁴ exemplarisch werden die Schicksale von Ilse und Werner Rewald sowie von Ella und Inge Deutschkron²⁵ ebenso wie die Hilfen von Einzelnen wie Tony Großmann, Erik Perwe, Wilhelm Daene, Herta Zerna, Irene Block und Oskar Schindler dargestellt.²⁶ Doch auch 1988 war die Einbeziehung des Themas »Hilfen für Verfolgte« in den Gesamtzusammenhang des Widerstands gegen den Nationalsozialismus nicht unumstritten, wie der wissenschaftliche Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Peter Steinbach, später im Detail nachzeichnete.²⁷

Einen ersten thematisch orientierten Sammelband gab Günther Bernd Ginzel 1993 heraus, der die Vorträge eines internationalen Symposiums 1990 in der Abtei Brauweiler dokumentierte.²⁸

23 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Material 22.1, *Netzwerke der Hilfe*, Berlin 1990. Vgl. auch Barbara Schieb, *Die Gemeinschaft für Frieden und Aufbau*, in: Tuchel, *Der vergessene Widerstand*, S. 97 ff.

24 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Material 22.4, *Unternehmen Sieben*, Berlin 1988. Vgl. ausführlich Winfried Meyer, *Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht*. Mit einem Begleitwort von Klaus von Dohnanyi, Frankfurt am Main 1993.

25 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Material 22.2, *Ilse und Werner Rewald – Ella und Inge Deutschkron*, Berlin 1990.

26 Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Material 22.3, *Hilfen von einzelnen*, Berlin 1988.

27 Vgl. Steinbach, »Unbesungene Helden«, S. 228 ff.

28 Günther Bernd Ginzel (Hrsg.), *Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit*, Köln 1993.

Zwei Jahre später ergänzte er dies mit einer Dokumentation von Gesprächen über die Judenrettung im Rheinland.²⁹

Angeregt von der Vereinigung »Gegen Vergessen – Für Demokratie« bestand zwischen 1997 und 2002 unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Benz am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin das umfassende Forschungsprojekt *Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945*.³⁰ Hier wurde erstmals eine große Datenbank über die deutschen Helfer eingerichtet und der Versuch unternommen, einen quantitativen Überblick zu erhalten.³¹ Zugleich wurde eine Vielzahl von qualitativen Regionalstudien und biographischen Arbeiten im Zusammenhang dieses Projekts erstellt.³² Ohne jede Übertreibung kann festgehalten werden, dass hier zentrale Studien zum Thema vorgelegt worden sind.

29 Günther Bernd Ginzel (Hrsg.), *Das durfte keiner wissen! Hilfe für Verfolgte im Rheinland von 1933 bis 1945*. Gespräche – Dokumente – Texte, Köln 1995.

30 Als Überblick: Beate Kosmala, *Die Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945*. Ein Forschungsprojekt am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, in: *Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Berichtsjahr 1998*, München 1999, S. 36 ff.

31 Vgl. Dennis Riffel, *Datenbanken in der Geschichtswissenschaft*. Das Projekt »Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 50 (2002) 5, S. 436 ff.

32 Die Reihe umfasst: Bd. 1: Wolfgang Benz/Juliane Wetzels (Hrsg.), *Regionalstudien: Polen Rumänien, Griechenland, Luxemburg, Norwegen, Schweiz*, Berlin 1996; Bd. 2: Wolfgang Benz/Juliane Wetzels (Hrsg.), *Regionalstudien 2: Ukraine, Lettland, Litauen, Estland, Böhmen und Mähren, Frankreich, Österreich*, Berlin 1998; Bd. 3: Wolfgang Benz/Juliane Wetzels (Hrsg.), *Regionalstudien 3: Niederlande, Dänemark, Weißrußland, Ungarn, Albanien, Portugal, Spanien*, Berlin 1999; Bd. 4: Wolfgang Benz/Mona Körte (Hrsg.), *Biographische Zeugnisse*, Berlin 2001; Bd. 5: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.), *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945*, Berlin 2002; Bd. 6: Klaus Voigt, *Villa Emma, Die Bürger von Nonantola und ihre jüdischen Waisenkinder*, Berlin 2001; Bd. 7: Wolfgang Benz/Juliane Wetzels (Hrsg.), *Regionalstudien 4: Italien, Belgien, Slowakei, Bulgarien, Kroatien, Serbien*, Berlin 2004.

Hier ist – um nur einige zu nennen – auf die Arbeiten von Wolfgang Benz, Beate Kosmala, Dennis Riffel und Claudia Schoppmann zu verweisen.³³

Ausgehend von Überlegungen der Historischen Friedensforschung befasste sich der Freiburger Historiker Wolfram Wette seit den späten 1990er Jahren mit den »Rettern in Uniform«. ³⁴ Er zeigte Handlungsspielräume von Soldaten in der Wehrmacht auf und stellte in einer Vielzahl von Publikationen nicht nur Einzelschicksale vor, sondern analysierte, auf welcher vielfältigen Art und Weise auch Soldaten und Offiziere ihre Möglichkeiten nutzen konnten, verfolgten Juden in Deutschland und den besetzten Gebieten zu helfen. Doch auch er stellte klar, dass es sich hierbei um eine »winzige Minderheit« ³⁵ gehandelt habe. Von den rund 18,5 Millionen Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges insgesamt der Wehrmacht angehörten, ließen sich bisher etwa 100 als Helfer und Retter identifizieren. Und auch diese wurden nach 1945 längst nicht so gewürdigt, wie dies zu erwarten gewesen wäre. ³⁶

Unermüdlich setzte sich Inge Deutschkron für die Erinnerung an die Helferinnen und Helfer ein. Nicht nur in ihrem Erinnerungsbericht *Ich trug den gelben Stern* ³⁷ erinnerte sie an den Berliner

33 Wichtigste Ergebnisse sind hier zusammengefasst: Wolfgang Benz, (Hrsg.), *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*, München 2003.

34 Wolfram Wette (Hrsg.), *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*, Frankfurt am Main 2002. Vgl. auch Ders. (Hrsg.), *Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS*, Frankfurt am Main 2004.

35 Wette, *Retter in Uniform*, S. 16.

36 Vgl. Wolfram Wette, *Verleugnete Helden. Die Erinnerung an den Widerstand gegen das NS-Regime war nach dem Krieg keine Selbstverständlichkeit. Auch jene stillen Widerständler, die Verfolgte gerettet hatten, wurden offen angefeindet*, in: *Die Zeit*, Nr. 46/2007, S. 96.

37 Inge Deutschkron, *Ich trug den gelben Stern*, Köln 1978. Zuletzt: Dies., *Ich trug den gelben Stern*, 23. Auflage, dtv-Taschenbuch, München 2010 sowie die aktualisierte Neuauflage: Dies., *Ich trug den gelben Stern, und was kam danach?* München 2009.

Bürstenfabrikanten Otto Weidt (1883–1947), sondern auch in vielen anderen Publikationen machte sie auf jenen Personenkreis aufmerksam, der ihr und ihrer Mutter konkret geholfen hatte.³⁸ Ihr 1996 erschienenes Buch *Sie blieben im Schatten* verstand sie im Untertitel ausdrücklich als ein *Denkmal für »stille Helden«*.³⁹ Es ist gut, dass dieser Band 2012 in einer erweiterten Neuauflage erscheinen konnte.

Unter Inge Deutschkrons maßgeblicher Beteiligung entwickelte sich aus einem Projekt von Studierenden an der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und der Ausstellung »Blindes Vertrauen« das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt in Berlin-Mitte, Rosenthaler Straße 39.⁴⁰ Hier arbeiteten während der Zeit des Nationalsozialismus hauptsächlich blinde und gehörlose Juden unter dem Schutz des Bürstenfabrikanten Otto Weidt. 1999 übernahm die Bundesrepublik Deutschland nach einer Initiative des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Michael Naumann, die Verantwortung für das Museum. Seither gab es viele Bemühungen, auch durch den damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau, in Berlin ausführlicher als bisher an Helfer und »Untergetauchte« zu erinnern. Dies führte im ersten Schritt 2005 zur Übernahme der Trägerschaft für das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt durch die Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand und zu einer kompletten Überarbeitung der Dauerausstellung, die im Dezember 2006 wieder eröffnet wurde.⁴¹

38 Inge Deutschkron: *Blindenwerkstatt Otto Weidt*, Kevelaer 2008; Inge Deutschkron/Lukas Ruegenberg: *Papa Weidt*, Kevelaer 1999.

39 Inge Deutschkron, *Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für »stille Helden«*, Berlin 1996, 2. Auflage 2003, Erweiterte Neuauflage Kevelaer 2012.

40 Vgl. dazu: Inge Deutschkron, »Stille Helden«, in: Dies., *Überleben als Verpflichtung. Den Nazi-Mördern entkommen*, Kevelaer 2010, S. 183.

41 Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt, *Katalog zur Ausstellung*, 2. Auflage Berlin 2008. Ausführliche Internetpräsentation unter <http://www.museum-blindenwerkstatt.de>.

In einem zweiten Schritt wurde Ende 2008 die Gedenkstätte Stille Helden im selben Gebäude wie das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt eröffnet. In einem dritten Schritt soll diese Gedenkstätte in den nächsten Jahren noch um die europäische Perspektive erweitert werden. Staatsminister Bernd Naumann erklärte bei der Eröffnung am 27. Oktober 2008: »Ich habe mit Avner Shalev, dem Direktor von Yad Vashem, darüber gesprochen, dass sich die Gedenkstätte Stille Helden in Berlin in Zukunft noch stärker auch der europäischen Dimension der Rettung verfolgter Juden widmen will und dabei eng mit Yad Vashem zusammenarbeiten wird.«⁴²

Wie sehr diese institutionalisierten Formen der Erinnerung auch öffentlich wahrgenommen werden, zeigt sich daran, dass etwa das Museum Blindenwerkstatt im Jahr 2011 mehr als 63.000 und die Gedenkstätte Stille Helden mehr als 13.000 Besucherinnen und Besucher zählen konnte.

In den vergangenen zehn Jahren hat es weitaus mehr neue Studien zu Rettungsaktionen gegeben als in den fünf Jahrzehnten davor. Dazu gehören große biographische Arbeiten wie die Studien über Wilm Hosenfeld,⁴³ Berthold Beitz⁴⁴ oder die Edition der Aufzeichnungen von Frederick Weinstein⁴⁵ über seine Erlebnisse

42 http://www.gedenkstaette-stille-helden.de/pdf/Rede_Kulturstaatsminister_Neumann_Stille_Helden.pdf: Rede von Kulturstaatsminister Bernd Neumann MdB, anlässlich des Festaktes zur Eröffnung der Gedenkstätte »Stille Helden« am 27. Oktober 2008 im Berliner Rathaus.

43 Thomas Vogel (Hrsg.), Wilm Hosenfeld – »Ich versuche jeden zu retten«. *Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern*, München 2004.

44 Thomas Sandkühler, »Endlösung« in Galizien. *Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941–1944*, Berlin 1996 sowie jetzt Joachim Käppner, Berthold Beitz. *Die Biografie*. Mit einem Vorwort von Helmut Schmidt, Berlin 2010.

45 Frederick Weinstein, *Aufzeichnungen aus dem Versteck. Erlebnisse eines polnischen Juden 1939–1946*. Hrsg. und mit einem Kommentar versehen von Barbara Schieb und Martina Voigt. Aus dem Polnischen übersetzt von Jolanta Wozniak-Kreutzer, Berlin 2006.

in Polen. Zu nennen sind auch die autobiographischen Berichte von Cioma Schönhaus⁴⁶ oder Eugen Herman-Friede⁴⁷ – um wirklich nur einige Beispiele zu nennen.

Daneben entstanden Studien über die gemeinsamen Versuche der Judenrettung in Netzwerken, etwa von Wolfram Wette über die Rettungen im Dreiländereck während des Zweiten Weltkrieges,⁴⁸ von Katrin Rudolph über das Netzwerk um Franz Kaufmann,⁴⁹ von Jana Leichsenring über Margarete Sommers »Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin«,⁵⁰ die großen Studien zu Varian Fry⁵¹ oder die Wiederauflage der Publikationen von Marga Spiegel und Max Krakauer.⁵² Diese Aufzählung ist längst nicht vollständig; ich will nur auf die Vielzahl der neuen Erkenntnisse des letzten Jahrzehnts hinweisen.

Neben der historischen Forschung hat sich auch die empirische Sozialforschung den Helferinnen und Helfern zu nähern

46 Cioma Schönhaus, *Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Grafikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte*. Hrsg. von Marion Neiss, Frankfurt am Main 2004 sowie Cioma Schönhaus, *Der Passfälscher im Paradies. Das Ende einer unglaublichen Odyssee*, Frauenfeld 2010.

47 Eugen Herman-Friede, *Für Freudensprünge keine Zeit. Erinnerungen an Illegalität und Aufbegehren 1942–1948*. Mit einem Nachwort von Barbara Schieb-Samizadeh, Berlin 1991, 5. Auflage Berlin 2002.

48 Wolfram Wette (Hrsg.), *Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs*, Freiburg i. Br. 2005.

49 Katrin Rudolph, *Hilfe beim Sprung ins Nichts. Franz Kaufmann und die Rettung von Juden und »nichtarischen« Christen*, Berlin 2005.

50 Jana Leichsenring, *Die Katholische Kirche und »ihre Juden«. Das »Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin« 1938–1945*, Berlin 2007.

51 Anne Klein, *Flüchtlingspolitik und Flüchtlingshilfe 1940–1942. Varian Fry und die Komitees zur Rettung politisch Verfolgter in New York und Marseille*, Berlin 2007 sowie Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin (Hrsg.), *Ohne zu zögern. Varian Fry: Berlin–Marseille–New York*, Berlin 2007.

52 Marga Spiegel, *Retter in der Nacht. Wie eine jüdische Familie in einem münsterländischen Versteck überlebte*. 7. Auflage, Münster u. a. 2009; Max Krakauer, *Lichter im Dunkel. Flucht und Rettung eines jüdischen Ehepaares im Dritten Reich*, Stuttgart 2007.

gesucht. Hier sind vor allem die Arbeiten von Samuel und Pearl M. Oliner zu nennen, die auf der Basis von mehr als 700 Interviews mit Helfern, Geretteten und Unbeteiligten ihr Buch *The altruistic personality* veröffentlichten.⁵³ Sie bejahten dabei – ich verkürze an dieser Stelle –, dass bestimmte Charaktereigenschaften, die durch Herkunft erworben und durch die Sozialisation verstärkt worden wären, die wichtigste Grundlage für die Hilfsaktionen gewesen seien. Gegen diese Überlegungen sind vielfach methodische und inhaltlich Einwände erhoben worden. Wolfgang Benz hat zu Recht darauf hingewiesen, dass schlüssigen Erklärungsmodellen in der Helferforschung immer wieder Einzelbeispiele entgegenstehen würden, die diese Thesen widerlegen würden. Hinzuweisen ist an dieser Stelle etwa auf das leider nicht beendete Retterforschungsprojekt von Manfred Wolfson, der in den 1960er Jahren eine große Zahl von Interviews unternahm. Er wollte vor allem etwas über die politische Sozialisation von Menschen mit Zivilcourage erfahren.⁵⁴ Auch das Befragungsprojekt von Jürgen W. Falter und Ute Klingemann führte nicht zu eindeutigen Befunden.⁵⁵

Insgesamt – dies kann nur noch einmal betont werden – hat unser Wissen über die Helferinnen und Helfer in den vergangenen

53 Samuel P. Oliner/Pearl M. Oliner, *The altruistic personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe*, New York u. a. 1988. Die Studie wurde nicht ins Deutsche übersetzt.

54 Vgl. dazu: Emil Walter-Busch, *Entstehungszusammenhang und Ergebnisse von Manfred Wolfsons Retterstudie (1945–1975)*, in: Kosmala/Schoppmann, *Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit*, S. 335–361 sowie Revital Ludewig-Kedmi, *Moraldilemmata von Rettern von Juden. Sozialpsychologische Interpretation und pädagogische Umsetzung*, in: Ebenda, S. 363–379; Emil Walter-Busch, *In Erinnerung an Manfred Wolfson*, in: Beate Kosmala/Revital Ludewig-Kedmi, *Verbotene Hilfe. Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust*, Zürich und Donauwörth 2003, S. 7–13.

55 Ute Klingemann/Jürgen W. Falter, *Hilfe für Juden während des Holocaust. Sozialpsychologische Merkmale der nichtjüdischen Helfer und Charakteristika der Situation*, in: Ginzel, *Mut zur Menschlichkeit*, S. 115–147.

zwei Jahrzehnten erheblich zugenommen. Auch die öffentliche Wahrnehmung der Hilfen für Verfolgte in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur hat sich verbessert. Sie werden heute als integraler Bestandteil des Widerstands gegen den Nationalsozialismus wahrgenommen.

Perspektiven

Wo liegen jetzt aus historischer und politikwissenschaftlicher Sicht die Perspektiven der Helferforschung?

1. Ein Wort zur Begrifflichkeit: Harald Welzer hat jüngst darauf hingewiesen, dass er den Begriff des »Helden« in der historisch-politischen Bildungsarbeit und der Vermittlung nicht für weiterführend hält, da dieser zu weit weg von der täglichen Realität und Wahrnehmung sei. Eine Identifikation mit dem »Helden«, der Übermenschliches leiste, sei nicht möglich. Ich möchte dieser Position einige Überlegungen gegenüber stellen, die allerdings nur vorläufigen Charakter haben:

Der Heldenbegriff ist in der Tat – vor allem durch seine Reduzierung auf den Begriff des »Kriegshelden« – in Deutschland eher negativ konnotiert.⁵⁶ Doch sollte man sich auch die sprachlichen Wandlungen dieses Begriffs vor Augen halten. Etymologische Wörterbücher sehen im Helden heute »jemanden, der Hervorragendes leistet«.⁵⁷ Das »Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften schließt sich dieser Definition an und ergänzt: »a) auf Grund seines Mutes, bes. im Kampf« und

56 Grundsätzlich dazu: Wolfgang Wippermann, *Bewahrt uns vor Helden und Heldentaten! Sieben Thesen gegen den neuen Helden- und Opferkult*, in: *Der Freitag*, 30.10.2008.

57 Gerhard Wahrig, *Deutsches Wörterbuch*, München 1986, S. 625. Ich lasse die zweite Bedeutung des »Helden«, die »Hauptperson einer Geschichte«, in den folgenden Überlegungen fort.

»b) auf seinem Gebiet«.⁵⁸ Und für das moderne freie Wörterbuch »Wiktionary« ist ein Held »jemand, der sich besonders erfolgreich für andere einsetzt«.⁵⁹

Wenn ich jetzt diese Begriffsgeschichte vor dem Hintergrund des historischen Phänomens der Hilfen für Verfolgte während des Nationalsozialismus betrachte und mir die Zahl von vielleicht 20.000 Helferinnen und Helfern in einem Volk von über 80 Millionen Deutschen vor Augen halte, dann erscheint mir für diese konkrete Gruppe der Begriff des »Helden« durchaus angemessen. Unter Berücksichtigung der Behandlung der Helfer nach 1945, die entweder selbst schwiegen oder verschwiegen, missachtet und diffamiert wurden, erscheinen mir zur Beschreibung dieser Gruppe die Begriffe »Unbesungene Helden« und »Stille Helden« durchaus berechtigt. Doch so »unbesungen«, wie sie 1957 beim Erscheinen des Buches von Kurt R. Grossmann waren, sind sie heute nicht mehr – insofern finde ich den Begriff der »Stillen Helden«, der eben die Zeit vor und nach 1945 umfasst, sehr präzise. Und ich denke auch, dass mit diesem Begriff und seiner präzisen Erläuterung auch in der historisch-politischen Bildung gut gearbeitet werden kann. Für mich sind weiterhin diejenigen Menschen, die in der NS-Zeit den Verfolgten geholfen haben, jene Helden, von denen es zu wenige gab.⁶⁰

Nachdenkenswert ist in diesem Zusammenhang auch immer wieder der von Wolfgang Wette in die Diskussion eingeführte Begriff des »Rettungswiderstands«, der allerdings primär auf die Retter in Uniform zielt. Wette bezeichnet damit »eine Verhaltensweise, die nicht auf einen politischen Umsturz abzielte, auch nicht jene, die sich in der Desertion manifestierte, sondern die sich in

58 <http://www.dwds.de/>, Begriff »Held«.

59 <http://de.wiktionary.org/wiki/Held>

60 Vgl. dazu neuerdings auch Beate Kosmala, *Stille Helden im Widerstand gegen die Judenverfolgung 1941–1945. Forschung und Erinnerung*, in: *Revue d'Allemagne et des Pays de langue allemande* 42 (2010) 4, S. 535 ff, besonders S. 548 ff.

anderer Weise äußerte: Als Empörung über den Vernichtungskrieg und das rassistische Mordprogramm, als Verweigerung der Teilnahme an Exekutionen oder als Hilfeleistung für Juden, Kriegsgefangene und Angehörige anderer Verfolgtengruppen.«⁶¹

2. Die bisherigen Befunde der Helferforschung sollten stärker analytisch aufeinander bezogen werden, als dies bisher der Fall gewesen ist. Harald Welzer hat auch auf die sozialpsychologischen Erklärungsmöglichkeiten und Ansätze verwiesen, die dem jetzigen gemeinsamen Forschungsprojekt des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen und der Gedenkstätte Deutscher Widerstand zugrunde liegen.⁶² Ohne jetzt den einzelnen Ergebnissen vorzugreifen, lässt sich doch feststellen, dass sich die Helferforschung von allen monokausalen Erklärungsmodellen verabschiedet hat und die tatsächliche Vielfalt von Motiven und Handlungen in den Blick nimmt. Auch die »Altruismus«-Thesen haben sich nicht als haltbar erwiesen.

3. Dies fordert auch, die Interaktion zwischen Helfern und Geretteten noch stärker als bisher ins Blickfeld zu nehmen. Die erste Entscheidung trafen vielfach die Juden, die in die Illegalität gingen. Damit legten sie die Grundlage für die weitere Entwicklung. Wer ihnen half, akzeptierte und unterstützte diese Entscheidung und stellte sich eindeutig gegen die ihn umgebende Mehrheitsgesellschaft, die sich der Deportation und Ermordung der Juden nicht in den Weg stellte. Auf der anderen Seite fanden auch viele Juden erst den Mut, sich der Deportation zu entziehen, als sie von Nichtjuden

61 Wolfgang Wette, *Rettungswiderstand aus der Wehrmacht*, in: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.), *Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur*, Berlin 2004, S. 322.

62 Projekt *Referenzrahmen des Helfens* am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand 2009 bis 2011. Leitung: Prof. Dr. Harald Welzer, Prof. Dr. Johannes Tuchel. Gefördert durch die Volkswagenstiftung.

dazu ermutigt wurden. Dieses vielfältige Beziehungsgeflecht gilt es genauer als bisher zu analysieren.

4. Weitere Forschung ist auch noch notwendig, um die Zahl der Helferinnen und Helfer – hier am Beispiel Deutschlands – genauer zu spezifizieren. Wir kennen im Rahmen der Arbeiten der Datenbank *Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland* und der darauf aufbauenden Arbeiten der Gedenkstätte Stille Helden die Namen von mehr als 3.700 Helferinnen und Helfern und die Namen von mehr als 5.800 Menschen, denen zumindest zeitweise geholfen werden konnte. Diese Zahlen lassen uns vermuten, dass an der Hilfe für verfolgte Juden in Deutschland mehrere zehntausend Menschen beteiligt waren, wobei wir heute die Zahl von 20.000 als begründete Schätzung des Minimums ansehen würden. Gemessen an der Bevölkerungszahl von 80 Millionen Menschen erscheint dies nicht viel, gemessen an früheren Schätzungen jedoch mehr, als man vermutete.

5. Die Untersuchung der einzelnen Überlebensgeschichten macht deutlich, dass an einem Rettungsversuch nicht nur Einzelne beteiligt waren, sondern für die Rettung eines Menschen die Hilfe von manchmal 10, in anderen Fällen von mehr als 30 Personen benötigt wurde. Hier können mit den Mitteln der modernen Netzwerkforschung und -analyse weitere Aufschlüsse darüber gewonnen werden, wie Kommunikationsprozesse im Widerstand funktionierten und welche Auswirkungen die einzelnen Taten auf die jeweils Beteiligten hatten. Damit steht nicht nur die individuelle Hilfeleistung im Focus des Geschehens, sondern gemeinsame Bemühungen unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Diktatur.

6. Die Geschichte der Hilfsaktionen in Deutschland ist auch stärker als bisher auf die Geschichte der Deportationen ab Herbst 1941 und das in Deutschland vorhandene Wissen über die

Mordaktionen zu beziehen. Ein großer Teil der »Untergetauchten« entschloss sich erst später, Ende 1942 oder Anfang 1943, zur Flucht in die »Illegalität«.⁶³ Von den mehr als 73.000 Juden, die in Berlin vor Beginn der Deportationen im Herbst 1941 noch lebten, überlebten rund 1.700 im Untergrund. Insgesamt können wir von rund 5.000 »illegal« Überlebenden des Holocaust in Deutschland ausgehen. Ich denke, dass die weitere Erforschung der Rettungsversuche auf regionaler Ebene für die historisch-politische Bildungsarbeit von großer Bedeutung ist. Die bisherigen Arbeiten zeigen, dass vielfältige Formen von Hilfe und Rettung eben nicht nur in der Großstadt, sondern überall möglich waren. Die Arbeit mit lokalen und regionalen Beispielen wird auch zeigen, wie vor Ort die Verdrängungsmechanismen nach 1945 funktionierten.

7. Hierbei sollte auch die Frage einbezogen werden, ob wir noch stärker als bisher jenen Faktoren auf die Spur kommen können, die zur Hilfsbereitschaft beitragen. Hier ist nach der Bedeutung der sich abzeichnenden deutschen militärischen Niederlage ebenso zu fragen wie nach dem in Deutschland stärker werdenden Wissen um den Massenmord an den Juden Europas.

8. Gegenüber der Missachtung und Verdrängung, die den Stillen Helden in der Nachkriegszeit entgegenschlug, wissen wir heute, dass ihr Verhalten und Handeln integraler Bestandteil des Widerstands gegen den Nationalsozialismus war. Doch ich denke, dass die Untersuchung der Hilfsaktionen nicht im Jahr 1945 stehen bleiben sollte, sondern auch jene Rahmenbedingungen und Abläufe stärker analysiert werden müssen, die nach 1945 wirksam

63 Vgl. Beate Kosmala, *Zwischen Ahnen und Wissen. Flucht vor der Deportation (1941–1945)*, in: Birthe Kundrus/Beate Meyer (Hrsg.), *Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945* (= Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 20), Göttingen 2004, S.135–159.

waren. Dies wird uns weitere Aufschlüsse über das Nachkriegschicksal der Helfer und der Geretteten geben, vor allem über ihr Leben in einer oftmals noch als feindlich empfundenen Umwelt. Um es am Beispiel deutlich zu machen: Wir finden immer mehr Fälle, in denen Helfer Verfolgte mit Lebensmitteln unterstützten und daher wegen »Schwarzhandels« von nationalsozialistischen Sondergerichten verurteilt worden sind. Sie wurden nach der nationalsozialistischen »Kriegswirtschaftsverordnung« vom 3. September 1939, die für »Schwarzhandel« Strafen bis hin zur Todesstrafe vorsah, bestraft. Diese »Kriegswirtschaftsverordnung« fällt nicht unter jene Normen, deren Urteile der Deutsche Bundestag am 25. August 1998 aufgehoben hat, weil sie unter »Verstoß gegen elementare Gedanken der Gerechtigkeit nach dem 30. Januar 1933 zur Durchsetzung oder Aufrechterhaltung des nationalsozialistischen Unrechtsregimes aus politischen, militärischen, rassistischen, religiösen oder weltanschaulichen Gründen ergangen sind.« Nach geltender Rechtsauffassung diene die Kriegswirtschaftsverordnung nicht der »Durchsetzung oder Aufrechterhaltung des nationalsozialistischen Unrechtsregimes.« Sie habe angeblich eine ganz andere Aufgabe gehabt: »Der Sinn der Kriegswirtschaftsverordnung lag vielmehr in dem Schutz der Verbraucherschaft und in der gerechten Verteilung der zur Verfügung stehenden Verbrauchsgüter.«⁶⁴ Und so gelten diese Urteile gegen Retterinnen und Retter heute noch weiter.

9. Ein Wunsch ist es, das Thema in Zukunft auch stärker auf andere Verfolgten- und Helfergruppen auszuweiten. Dazu gehören Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Sinti und Roma.

64 Vgl. Eckbert Klüsener, *So auch in der Sache B.R.*, in: Dirk Fischer (Hrsg.), *Transformation des Rechts in Ost und West. Festschrift für Prof. Dr. Herwig Roggemann zum 70. Geburtstag*, Berlin 2006, S.395 ff.

Diese kurzen und bewusst thesenhaft verkürzten Überlegungen sind ein Plädoyer dafür, weiterhin sowohl so viele Informationen wie möglich über Helfer und Verfolgte zu sammeln, als auch dafür, diese Informationen noch systematischer als bisher zu analysieren. Doch viele Informationen werden wir gar nicht mehr ermitteln können, weil die Beteiligten nicht mehr leben. Viele Helfer, aber auch viele Gerettete, sind nie befragt worden. Dieses Versäumnis, das auf die von mir oben beschriebenen Ursachen der gesellschaftlichen Ignoranz, Verdrängung und Nachkriegsdiffamierung zurückzuführen ist, können wir definitiv heute nicht ausgleichen.

Ohne Persönlichkeiten wie Inge Deutschkron, die ihr ganzes Leben gegen das Verschweigen und Verdrängen der nationalsozialistischen Diktatur, gegen die Diffamierung und Geringschätzung der »Stillen Helden« gekämpft hat, wäre die Etablierung dieser Form des Widerstands gegen den Nationalsozialismus in der öffentlichen Erinnerung der Deutschen nicht möglich gewesen. Doch seitdem ich mich mit diesem Thema befasse, hat es mich immer wieder zutiefst nachdenklich gemacht, dass dies erst so spät geschah. So sollten wir auch heute nicht vergessen, dass die Anerkennung und die Ehrung für die »Stillen Helden« keine Selbstverständlichkeit ist, sondern am Ende eines mühsamen und langen Prozesses steht, der gegen die Mehrheitsgesellschaft in Deutschland durchgesetzt werden musste.

Beate Kosmala
Die Frau namens Gerda
Eine Stille Heldin
vom Prenzlauer Berg

Inge Deutschkron, Autorin zahlreicher bedeutender Publikationen, erzählt in einem dokumentarischen Roman das Schicksal Leo Hausers, mit dem sie Anfang 1946 in Berlin eine denkwürdige Begegnung hatte. Es geht darin um den Überlebenskampf jüdischer Häftlinge in Sachsenhausen und Auschwitz, um die mühseligen Versuche eines Neuanfangs im später geteilten Berlin und um den dubiosen Spagat zwischen West und Ost dieses Mannes, der seinen Platz im Leben nicht finden konnte, und schließlich um dessen Tochter Riwka, der die Autorin zufällig 1982 in Zürich begegnete.¹

Als Hauser nach der Flucht vom Todesmarsch und einer Odyssee durch Gleiwitz, Kattowitz und Kielce im Sommer 1945 im zerstörten Berlin eintraf, führte sein Weg – so schreibt die Autorin – direkt nach Pankow zu Salam Schott, einem jüdischen Häftlingskameraden. Hauser hatte den ehemaligen Boxchampion, Bully genannt, im Konzentrationslager Sachsenhausen kennen gelernt und 1942 in Auschwitz wieder getroffen. Im August 1944 war Schott die Flucht von dort gelungen – nicht zuletzt mit Hilfe »einer Frau namens Gerda«,² die er nach dem Krieg heiratete.

Als ich im Jahr 2002 bei der Lektüre dieses Buches auf die kleine Episode in Pankow stieß, war mir Bully Schott als jüdischer Boxer, als Gefangener in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Auschwitz und später als »U-Boot« in Berlin bereits ein Begriff, über seine Gefährtin wusste ich dagegen kaum etwas. Im Folgenden möchte ich unserer verehrten Jubilarin die Geschichte dieser ebenso bodenständigen wie verwegenen, klugen und kämpferischen Berlinerin aus einfachen Verhältnissen erzählen. Sie ist eng verwoben mit dem Schicksal ihres Freundes und späteren Mannes Salam Schott.

1 Inge Deutschkron, *Das verlorene Glück des Leo H.*, Frankfurt am Main, Wien und Zürich 2001.

2 Ebenda, S. 147.

Gerda wurde im Kriegswinter 1914 als erstes Kind von Emma und Martin Moritz Lewinnek geboren. Ihr Vater war mosaischen Glaubens, die Mutter evangelisch. Das Mädchen und sein jüngerer Bruder Norbert wuchsen als jüdische Kinder auf. Darüber machte man sich damals keine tiefer gehenden Gedanken. Ihre Mutter konnte hervorragend typisch jüdische Speisen zubereiten. In Gerdas Geburtsurkunde ist der Beruf des Vaters mit »Hausierer« angegeben. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg verdiente er den Lebensunterhalt für die vierköpfige Familie jedenfalls in seinem erlernten Beruf als Schlachter. Schon 1914 wohnten Lewinneks in der Lippehner Straße 35 in Berlin-Prenzlauer Berg, und dies blieb Gerdas Adresse, bis sie im Sommer 1945 heiratete. Eine Besonderheit in diesem nördlichsten der innerstädtischen Berliner Arbeiterbezirke war, dass sich hier eine sozial gefestigte und politisch gebildete »Arbeiterelite« entwickelt hatte.³ Interkonfessionelle Ehen, denen nach den Nürnberger Gesetzen von 1935 der mindere Status von »Mischehen« zugeschrieben wurde, waren hier nichts Besonderes.

Gerda war in ihrer Kindheit im Ersten Weltkrieg und in den Hungerjahren danach mit Sicherheit nicht auf Rosen gebettet, aber sie hatte viel Rückhalt in der Familie und war eingebunden in ein funktionierendes soziales Gefüge. Im dicht bebauten Bötzow-Viertel, zu dem die Lippehner Straße gehörte, war sie zuhause, hier hatte sie zahlreiche Freundinnen und Freunde – ob jüdisch oder nichtjüdisch, spielte keine große Rolle.

Nach Abschluss der Volksschule lernte Gerda wie viele der gleichaltrigen Mädchen aus ihrer Umgebung mit der Nähmaschine umzugehen. Bis 1939 arbeitete sie als Näherin in einem Betrieb für Damenkonfektion, der Hermann Wiener gehörte, dem Mann ihrer Tante Jenny Lewinnek. Der Familienzusammenhalt war eng. Der Vater pflegte aber als leidenschaftlicher Anhänger des

³ Hans-Rainer Sandvoß, *Widerstand in Prenzlauer Berg und Weißensee*, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 2000, S. 6 f.

Pferdesports auch gute Beziehungen zu den Inhabern der Trabrennbahnen in Mariendorf und Ruhleben sowie zu anderen Pferdeliebhabern; dadurch hatte die Familie viele Kontakte auch außerhalb ihres jüdischen Verwandten- und Bekanntenkreises.⁴

1937 verliebte sich die hübsche und sportliche Gerda, 23 Jahre alt, in den gleichaltrigen Salam Schott, den sie aus jüdischen Sportkreisen und Jugendclubs kannte. Die Liebe beruhte auf Gegenseitigkeit. Wie auf Fotografien, welche die beiden jungen Leute 1938 einander schenkten, zu lesen ist, war es ihnen ernst. Gerdas Widmung unter ihrem Bild im Halbprofil lautet: »Meine Gedanken sollen Dich immer begleiten – Deine Gerda«. Auf der Rückseite seines Porträts heißt es: »Ich bin immer bei Dir – Dein Bully«.⁵ Diese Sätze klingen schon nach Abschied. Tatsächlich blieb ihnen nur wenig Zeit, ihr Leben als Paar zu genießen. Im Oktober 1938 wurden Salams Brüder Josef und Harry im Zuge der »Polenaktion« über die deutsch-polnische Grenze abgeschoben, da die Familie aus dem östlichen Nachbarland stammte. Kurz entschlossen folgte Salam den Brüdern nach Polen, um sie zu suchen. Erst im Juli 1939 konnte ihn Gerda wieder in die Arme schließen. Nur zwei Wochen Aufenthalt gestanden ihm die deutschen Behörden zu, bei denen er sich zurückgemeldet hatte, um seine Habseligkeiten zu veräußern, dann sollte er wieder nach Polen zurückkehren. Doch er dachte gar nicht daran, seine Freundin zu verlassen. Auch seine Mutter und zwei jüngere Schwestern lebten noch in der Schott'schen Familienwohnung in der Landsberger Straße in Berlin-Mitte. Der Vater, der 1938 seine Arbeitserlaubnis verloren

⁴ Sophie Caplan, *A Unique Case of Survival During the Holocaust* [unveröffentlichtes Manuskript, 59 S.], Sydney 1989, S. 7 f. Dieser Text beruht auf umfangreichen Interviews, die Caplan mit Salam und Gerda Schott in den 1980er Jahren in Sydney führte. Viele Details der folgenden Ausführungen sind diesem Manuskript entnommen, das die Verfasserin von Martin Schott erhielt. Hier S. 8.

⁵ Privatbesitz Martin Schott (Sydney), Archiv Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

hatte, war während der Abwesenheit seiner Söhne im Mai 1939 im Alter von 62 Jahren gestorben. Die Familie ließ ihn auf dem Friedhof Weißensee begraben.

Salam war wie Gerda 1914, aber in der polnischen Provinzstadt Chrzanów unweit von Krakau, als sechstes Kind von Scheindel und Abraham Schott geboren worden.⁶ Die Eltern waren fromme orthodoxe Juden und erzogen ihre Kinder religiös. Nach dem Ersten Weltkrieg siedelte die neunköpfige Familie in die Metropole Berlin über, wo 1926 das achte Kind, Salams jüngste Schwester Sabine, auf die Welt kam. Auch in der neuen Umgebung führte die Mutter ihren koscheren Haushalt, und der Vater, Klempner von Beruf, ließ am Sabbat die Arbeit ruhen. Da er nach einiger Zeit eine Beschäftigung auf dem Friedhof Weißensee fand, gab es damit keine Probleme. Auf dem Familienbild von 1927, das die Eltern Schott mit ihren acht Kindern zeigt, trägt aber niemand jüdische Tracht. Der Vater mit gepflegtem Kinnbart präsentiert sich im Anzug und hält die Jüngste auf dem Schoß, die Mutter, ohne die Perücke der orthodoxen Jüdinnen, hat ein geblümtes Seidenkleid an, die beiden älteren Söhne zeigen sich ebenfalls im Anzug mit Krawatte, die ganze Familie wirkt auf dem Foto gut gekleidet, nicht ärmlich.⁷ Alle Kinder erlernten in Berlin einen Beruf und trugen zum Unterhalt der Familie bei.

Um 1930 begann Salam im jüdischen Sportclub Maccabi, wo auch sein älterer Bruder Josef aktiv war, mit dem Boxen. Bald

6 Fanny Schott gibt in ihrer Entschädigungsakte als Geburtsort »Krenau in Schlesien« an. Landesentschädigungsamt Berlin, Akte Fanny Schott, Nr. 21063. Die polnische Stadt Chrzanów (und der Landkreis) in der Wojewodschaft Krakau wurden unter der deutschen Besatzung im November 1939 als Teil des neuen Regierungsbezirks Kattowitz annektiert und Krenau genannt. Anfang 1941 gehörte das polnische Gebiet zur neu geschaffenen Provinz Oberschlesien. Seit dem Frühjahr 1945 liegt es wieder in Polen.

7 Familie Schott, Berlin, um 1927. Privatbesitz Martin Schott (Sydney), Archiv Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

darauf beteiligte er sich an zahlreichen Wettkämpfen, 1937 auch in Polen und der Tschechoslowakei, am liebsten aber zuhause im Berliner Sportpalast.⁸ Als Auszeichnung erhielt er etwa eine goldene Nadel oder Ringe, aber einmal auch eine schlichte quadratische Tischuhr aus dunkelbraunem Holz mit Metallziffern und einem kleinen Plättchen mit der Gravur: »J. B. C. Maccabi E.V. – 8.10.34«. Dieses Andenken überstand unbeschadet den Krieg. Die Uhr begleitete ihren Besitzer 1950 nach Australien und diente ihm bis zu seinem Tod im Jahr 2000.⁹

Im Maccabi-Club wurde der kräftige junge Mann von kleiner, gedrungener Statur »Bully« genannt, ein Spitzname, den er zeitlebens behielt. Aber nicht nur im Sport war Salam aktiv; er machte nach der Volksschule eine Lehre zum Schlosser und Elektromechaniker und arbeitete danach im Lehrbetrieb, bis dieser 1938 geschlossen wurde. Seine durch das Boxtraining erworbene Körperkraft und seine handwerkliche Geschicklichkeit halfen ihm später, Strapazen und Qualen in den Konzentrationslagern zu überleben.

Nach Salams Rückkehr aus Polen wollte Gerda mit ihrem Freund aus Nazi-Deutschland flüchten. Doch er brachte zunächst das Geld auf, dass sein jüngerer Bruder Harry illegal nach Palästina entkommen konnte. Er selbst hatte noch im August 1939 durch den Maccabi-Club ein Zertifikat für Palästina erhalten und hegte

8 Dem Boxer Schott ist ein biografischer Aufsatz gewidmet: Konrad Kwiet, »Ich habe mich durchs Leben geboxt!«. *Die unglaubliche Geschichte des Bully Salam Schott*, in: Marion Kaplan, Beate Meyer (Hg.), *Jüdische Welten. Juden in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Göttingen 2005, S. 231–247.

9 Im Frühjahr 2010 brachte ich diese Uhr aus Sydney nach Berlin. Martin Schott hat sie für eine Ausstellung im Deutschen Historischen Museum in Berlin zur Verfügung gestellt, da dort auch auf die Geschichte von Salam Schott eingegangen wird. Siehe Katalog: *Ordnung und Vernichtung. Die Polizei im NS-Staat*, hrsg. von der Deutschen Hochschule der Polizei, Münster, und Florian Dierl, Mariana Hausleitner, Martin Hölzl und Andreas Mix, Dresden 2011, S. 167.

den verwegenen Plan, mit dem Motorrad die belgische oder französische Grenze illegal zu passieren, um sich weiter nach Palästina durchzuschlagen. Doch dieses Vorhaben fand ein jähes Ende. In der Nacht zum 13. September, dem Vorabend von Rosh Hashanah, wurden staatenlose männliche Juden aus Berlin in das KZ Sachsenhausen verschleppt. Salam war zunächst nicht unter ihnen, da er auf den Listen nicht mehr registriert war. Wenn es nach Gerda gegangen wäre, hätte er sich sogleich verstecken oder irgendwo auf dem Lande mit falschen Papieren arbeiten sollen. Auf Drängen seiner Schwester stellte er sich aber der Polizei am Alexanderplatz, da er Angst hatte, bei einer Kontrolle für einen polnischen Spion gehalten zu werden. Zusammen mit einigen anderen »Nachzügler«, darunter Leo Hauser, fand er sich zwei Tage nach den anderen ebenfalls in Sachsenhausen wieder.¹⁰

Gerda, die weiter bei ihren Eltern lebte, verlor nicht nur ihren Liebsten, sondern hatte auch die vertrauten Kolleginnen in der Firma ihres Onkels verlassen müssen. Sie wurde im Aceta-Werk der IG Farben in Berlin-Lichtenberg bei der Herstellung von Kunstfasern für Fallschirme zwangsverpflichtet. An sechs Tagen in der Woche arbeitete sie neun Stunden in Früh- oder Spätschichten bei minimalem Lohn. Zuhause war das Geld knapp, die Versorgung mit Nahrungsmitteln dürftig. Ihre Mutter erhielt für sich selbst eine »arische« Lebensmittelkarte, während der Vater und die beiden erwachsenen Kinder nur die jüdischen Karten mit den Hungerrationen bekamen.

Glücklicherweise hatte der Vater seine Stelle als Schlachter im Berliner Zentralschlachthof behalten können, doch im Sommer 1941 brach auch über Gerdas Familie eine Tragödie herein. Nach einer Denunzierung nahm die Gestapo Martin Lewinnek an seinem Arbeitsplatz fest. Die Betreiber des Schlachthofs erhielten eine scharfe Verwarnung, weil sie dort einen Juden geduldet hatten. Gerdas Vater wurde beschuldigt, auf eigene Rechnung unter dem

¹⁰ Caplan, *Unique Case*, S. 8.

Ladentisch Fleisch und Wurst sowie Tierblut verkauft zu haben. Er wurde misshandelt und schließlich zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nach seiner Freilassung wurde der geschwächte Mann einem Arbeitskommando zugewiesen, das durch Bomben zerstörte Häuser abriß. Sein Lebenswille war gebrochen. Im Herbst 1941 musste er ins Jüdische Krankenhaus eingeliefert werden. Gerda eilte nach einem Anruf aus der Klinik herbei, um ihren Vater zu besuchen, kam aber zu spät. Martin Lewinnek starb am 20. Oktober 1941 im Alter von fünfzig Jahren, zwei Tage nach Beginn der Deportationen aus Berlin nach Lodz, und wurde auf dem Friedhof Weißensee bestattet. Die Familie blieb fast mittellos zurück. Doch Emma Lewinnek und ihre beiden Kinder gaben nicht auf. Wenn Gerda Nachtschicht hatte, nähte sie tagsüber unermüdlich für private Kundinnen aus der Umgebung, die sie teilweise mit Lebensmitteln bezahlten. Manchmal erhielt sie auch Brotmarken oder andere wichtige Waren. Ihre Mutter hatte ebenfalls Glück. Ein nichtjüdischer Fleischhändler, der den Vater viele Jahre lang gekannt und geschätzt hatte, bot Emma Lewinnek – sie war Anfang fünfzig – eine Stelle als Hausangestellte in seinem eigenen Haushalt an. Dies hielt er bis zum Kriegsende aufrecht, und er half der Familie auch mit Lebensmitteln.¹¹

Gerdas größte Sorge galt ihrem inhaftierten Freund. Nach einigen Monaten hielt sie die Ungewissheit über sein Schicksal nicht mehr aus und fuhr auf eigene Faust mit der S-Bahn nach Oranienburg, von wo sie nach einem Fußmarsch das Konzentrationslager Sachsenhausen erreichte. Sie versuchte, sich möglichst unauffällig dem Lagergelände zu nähern, um zu beobachten, was dort geschah. Bei ihrem ersten Besuch war sie sich sicher, Salam von Weitem erkannt zu haben, als er in seiner Arbeitskolonne zurück zum Lager marschierte. Mit großer Erleichterung kehrte sie unbehelligt nach Prenzlauer Berg zurück. Danach fuhr sie alle zwei Wochen zusammen mit Salams Schwester Fanny

¹¹ Ebenda, S. 19.

dorthin, nur um sich zu überzeugen, dass er noch lebte, oder um eventuell einen Blick von ihm zu erhaschen, was ab und zu auch gelang. Sie durften sich zwar nicht anmerken lassen, dass sie sich kannten, aber allein der Anblick des liebsten Menschen half ihnen, die Trennung zu ertragen. Gerda nahm später an, sie sei insgesamt zehnmal dort gewesen, bis die Häftlinge schließlich im Frühjahr 1941 direkt an ihrem Arbeitsplatz im berühmten Klinkerwerk, das Außenlager wurde, untergebracht worden waren.¹² Einmal wurde sie von einigen jungen Gefangenen, die bis 1939 in ihrer Straße gewohnt hatten, erkannt. Sie riefen ihr zu: »Gerda, warum kommen unsere Eltern nicht?« Ihr fuhr der Schreck in die Glieder, und sie machte sich mit Fanny schnellstens aus dem Staub, ehe die Wachmänner auf sie aufmerksam wurden. Für alle Fälle hatten die beiden Frauen, falls sie in der Bahn kontrolliert werden sollten, falsche Postausweise bei sich.

Ende Oktober 1941, am Tag nach dem Begräbnis ihres Vaters, tauchte plötzlich ein etwas unheimlicher Besucher in der Lippehner Straße auf. Der Fremde überbrachte Nachrichten aus Sachsenhausen. Zuerst war Gerda wie gelähmt vor Schreck, da sie eine weitere Todesnachricht fürchtete. Der Mann, der sich als Fiete Granopol vorstellte, händigte ihr einen Brief von Salam aus. Sie könne dem Überbringer trauen, teilte ihr Freund darin mit, und sie solle ihm durch Fiete einen Brief zurücksenden und dem Besucher seinen Lederanzug überlassen.¹³ Gerda raffte in Eile einige Würste, Obst und Süßigkeiten zusammen, um sie für Salam mitzugeben.

12 Zu Salam Schotts Situation als Häftling in Sachsenhausen siehe Kwiet, *Durchs Leben*, S. 236. f.

13 »Fiete Granopol« ist die phonetische Schreibweise. Er war zunächst »Lagerältester« der Grüne-Winkel-Träger, d. h. der »Gewohnheits«- oder »Berufsverbrecher«. Mitte 1941 sei er von der Fa. »Deutsche Erd- und Steinwerke« als Zivilarbeiter übernommen worden. Er machte sich zum Beschützer von Salam Schott und einigen anderen Häftlingen des jüdischen Arbeitskommandos. Dazu Kwiet, *Durchs Leben*, S. 237; Caplan, *Unique Case*, S. 13.

Danach erschien Fiete Granopol fast wöchentlich, wann immer er nach Berlin kommen konnte, und freundete sich mit Gerda und ihrer Mutter an, die ihn mit warmen Mahlzeiten versorgten und eine Art Familienanschluss boten. Allmählich fand Gerda durch Salams verschlüsselte Bemerkungen mit jiddischen Anspielungen – er sprach von sich in der dritten Person als »Schloimele« – heraus, dass ihr Besucher ein ziemlich gefährlicher Bursche, ein Krimineller und Rückfalltäter war, ließ sich ihm gegenüber aber nichts anmerken. Seine Avancen, die er ihr eine zeitlang machte, wies sie klar und deutlich zurück. Eines Tages im Frühjahr 1942 ermöglichte Fiete es sogar, dass Gerda nach Sachsenhausen kommen und Salam sehen, sprechen und umarmen konnte. Gegenüber den SS-Wachen gab er sie als seine Cousine aus.

Ein Jahr nach Granopols erstem Besuch, am 23. Oktober 1942, wurde Salam Schott zusammen mit anderen Häftlingen in das Konzentrationslager Auschwitz transportiert, was Gerda noch durch Granopol erfuhr; dann aber brach der Kontakt zu ihrem Freund ab.

Salam wurde indessen mit anderen arbeitsfähigen »Sachsenhausenern« beim Aufbau des Buna-Werkes der IG Farben nach Auschwitz-Monowitz (Auschwitz III) gebracht, dem größten der Industrie-Außenlager. Dort meldete er sich kurz entschlossen zur Arbeit als Schweißer, obwohl er damit kaum Erfahrungen hatte, und wurde der Firma Käuffer & Co. aus Mainz zugeteilt, die in den Monowitz-Blocks und SS-Baracken Heizungsrohre verlegte, aber auch Reparaturen in Birkenau durchführte. Wenig später gelang es Salam erneut, Kontakt mit seiner Freundin in Berlin aufzunehmen – diesmal mit Hilfe eines deutschen Zivilarbeiters.

Gerda und ihr Bruder Norbert, die nach den NS-Gesetzen »Geltungsjuden« waren, weil sie einen jüdischen Vater hatten und selbst nicht christlich aufgewachsen waren, mussten den gelben Stern tragen und ihre Wohnung trotz der »arischen« Mutter als »Judenwohnung« kennzeichnen. Unter diesen Umständen waren sie ständig gefährdet – auch »Geltungsjuden« wurden

immer wieder deportiert. Einige Male kam es vor, dass sich alle drei Lewinnek in der Sammelstelle Levetzowstraße wiederfanden, wo Mutter Emma dann solange energisch darauf bestand, »arisch« zu sein, bis sie mit ihren Kindern freigelassen wurde.¹⁴ Gerda arbeitete inzwischen in einer Fabrik in der Kreuzberger Alexandrinenstraße, wo sie Uniformen ausbessern musste, nachdem das Berliner Aceta-Werk der IG Farben nach Auschwitz verlegt worden war.

Eines Sonntags im Frühjahr 1944 standen ein Zivilarbeiter aus Auschwitz und dessen Frau vor Lewinnek Tür und überbrachten Gerda das heiß ersehnte Lebenszeichen von Salam. Ihre Mutter lud die beiden ein, zum Essen zu bleiben. Salam teilte im Brief mit, der Überbringer, ein Mann namens Rudi, sei zwar sehr ängstlich, aber Gerda könne ihm vertrauen.

Einige Zeit später erschien Rudis Frau allein in der Lippehner Straße. Sie hatte diesmal ein Schreiben von Salam mit sich, das mit der Post ihres Mannes mitgekommen war. Da sich Gerda mit der Frau, die sich einsam fühlte und Anschluss suchte, gut verstand, schlug sie ihr einen gemeinsamen Wochenendausflug nach Auschwitz vor. Sie wollte ganz einfach mit eigenen Augen sehen, was Auschwitz bedeutete, da auch ihre Freundin Gerda Rother kurz zuvor, am 18. April 1944, dorthin deportiert worden war.¹⁵

Als die beiden Frauen am Lager Auschwitz-Monowitz ankamen, war Rudi bei ihrem Anblick so entsetzt, dass er sie abwies und schnurstracks nach Berlin zurückschickte, ohne dass Gerda Salam zu Gesicht bekommen hätte. Nach diesem Ereignis saß Rudi der Schreck so sehr in den Knochen, dass er zu keinem Risiko mehr bereit war.

Bald darauf erschien bei Lewinnek ein weiterer unbekannter Besucher, der Gerda die Adresse einer Tabakhändlerin in Berlin-Lichtenberg mit der Aufforderung übergab, sie dringend

¹⁴ Caplan, *Unique Case*, S. 35.

¹⁵ Knut Elstermann, *Gerdas Schweigen. Die Geschichte einer Überlebenden*, Berlin-Brandenburg 2005, S. 75.

aufzusuchen. Dort traf sie erneut einen Zivilarbeiter aus Auschwitz mit einer schriftlichen Nachricht von Salam an. Dieser Mann – Salam nannte ihn Richard Sommerlad¹⁶ – hatte seinen Wohnsitz in Lichtenberg, während seine Tochter mit ihrem Kind das Sommerhaus der Familie in Brandenburg bewohnte. Die Tabakhändlerin soll Sommerlads Geliebte gewesen sein. Danach wurde Gerda noch mehrmals nach Lichtenberg bestellt, um Briefe aus Auschwitz in Empfang zu nehmen. Sie vermied es allerdings in dieser Zeit, allzu viel unterwegs zu sein, da die Gestapo nach den zahlreichen versteckten Juden suchte, und Gerda fürchtete die jüdischen »Greifer«.¹⁷ Eines Tages teilte ihr Salam mit, sie solle ihm keine Lebensmittel mehr schicken, sondern versuchen, mit Sommerlads Hilfe selbst nach Auschwitz zu kommen. Er werde ein kurzes Treffen bewerkstelligen.

Sowohl Gerda als auch Salam äußerten später den Eindruck, dass sich Sommerlad kaum der Gefahr bewusst gewesen sei, in die er sich begab, aber auch nicht irgendeiner Besonderheit seines Handelns. Gerda beschreibt ihn als »deutschen Michel« ohne spezielles politisches Motiv, er sei ein einfacher, völlig unpolitischer Mann gewesen.¹⁸

Der nächste Schritt galt den Reisevorbereitungen. Um die Bahnfahrt wagen zu können, besorgte sich Gerda einen neuen Postausweis. Sie kaufte nicht die billigere Fahrkarte dritter Klasse, sondern nahm ein Billett zweiter Klasse in der Annahme, dass dort die Abteile nicht so überfüllt wären und sie bei Gefahr schneller

¹⁶ Salam Schott nennt diesen Vor- und Zunamen – die Schreibweise ist phonetisch wiedergegeben – auch in einem Interview von 1998. Der Zuname findet sich in den Berliner Adressbüchern von 1942 und 1943 in verschiedenen Schreibweisen, aber nicht in Kombination mit dem Vornamen Richard und nicht in Lichtenberg. Die Identität dieses Mannes konnte noch nicht geklärt werden.

¹⁷ Zum jüdischen Fahndungsdienst der Gestapo siehe Doris Tausendfreund, *Erzwungener Verrat. Jüdische »Greifer« im Dienst der Gestapo 1943–1945*, Berlin 2006.

¹⁸ Caplan, *Unique Case*, S. 33.

zum Ausgang gelangen könnte. Sie kleidete sich möglichst unauffällig und band ein Kopftuch um. Einer Eingebung folgend, nahm Gerda in einem kleinen Koffer einen Satz Kleider für Salam mit: Hose, Jacke, Hemd, Unterwäsche, Socken, eine Krawatte und eine Kappe. Hatte sie vielleicht schon damit gerechnet, dass ihr Freund türmen würde? »Dass das für mich sehr gefährvoll war als Geltungsjüdin, brauch ich wohl nicht zu betonen«, wird Gerda nach dem Krieg in ihrem Lebenslauf schreiben.¹⁹

Mit dem Nachtzug verließ sie an einem Sonntagabend Berlin. Anders als erwartet war das Abteil aber mit Soldaten überfüllt, was Gerda einerseits einen Schreck einjagte, aber andererseits Sicherheit vermittelte. Sie erreichte Auschwitz in den frühen Morgenstunden ohne Passkontrolle.

Sommerlad, der mit dem Fahrrad zur Bahnstation gekommen war, führte sie zu Fuß nach Monowitz. In seiner Unterkunft kochte er Kaffee für den Gast aus Berlin, und Gerda deponierte Salams Kleider bei ihm. Dann brachen sie zum Buna-Fabrikkomplex auf, wo sie außer Salam auch den jüdischen Häftling Max Drimmer aus Berlin vorfanden. Gerda erkannte auch Max Lemberger, mit dem sie noch kurz zuvor drei Tage im Sammellager Levetzowstraße verbracht hatte. Nach zwölf Uhr mittags mussten die Gefangenen in das Monowitz-Lager zurückkehren, und Sommerlad begleitete Gerda zur Bahnstation. Auch die Heimfahrt verlief ohne Zwischenfall. Salam hatte noch keine konkreten Fluchtpläne geäußert.

Nach der »Fabrik-Aktion« am 28. Februar 1943 unterstützten Gerda und ihre Mutter Emma vor allem Salams Mutter Scheindel und zwei seiner Schwestern, die bis zu diesem Tag noch in der Landsberger Straße, ihrer bisherigen Wohnung gelebt hatten. Die ältere der beiden, Fania Schott, genannt Fanny, war ein Jahr jünger als Salam und Gerda und ebenfalls Schneiderin. Im Juni 1939

¹⁹ Landesarchiv Berlin, C-Rep. 118-01, Nr. 34463, Akte Opfer des Faschismus von Gerda Schott, Lebenslauf.

hatte sie vergeblich versucht, mit der jüngsten Schwester Sabine nach Panama zu entkommen. Die beiden Töchter blieben schließlich bei ihrer Mutter zurück, während die älteren Geschwister auswanderten, wie das sooft der Fall war.

Seit 1940 musste Fanny Zwangsarbeit verrichten, zuletzt bei der Fa. Bruschkowski. Dort wurde sie vor der Großrazzia gewarnt und floh mit der Mutter und der 16-jährigen Sabine in den Untergrund. Eine Frau namens Edith Ackermann, mit der Fanny seit 1929 bekannt war, nahm sie in ihrer Wohnung auf, vermutlich in Charlottenburg. Ihr Mann war Anfang 1943 im Konzentrationslager Auschwitz umgekommen.²⁰ Bis Dezember 1943 blieb sie überwiegend bei dieser Bekannten, danach versteckte sie sich auch in Buchholz, im Spreewald und in Müggelheim. Nach einem dreiviertel Jahr wurde Scheindel Schott entdeckt und nach Theresienstadt deportiert.²¹ Darüber, wo sich die Mutter bis dahin verborgen gehalten hatte und wie es zu ihrer Festnahme gekommen war, machte die offensichtlich traumatisierte Fanny Schott nach Kriegsende keine Angaben.

Auch für Gerda Lewinnek's Freundin Gerda Rother wurde die Wohnung in der Lippehner Straße 35 im Sommer 1943 zu einer wichtigen Anlaufstelle.²² Sie hatte bis zur Flucht in den Untergrund in der Saarbrücker Straße gewohnt, nicht weit von Lewinnek's entfernt. Wie Familie Schott stammten ihre Eltern ebenfalls aus Polen, und zwar aus Lemberg. Bei der Abschiebeaktion 1938 waren auch ihre Angehörigen nach Polen deportiert worden. Gerda Rother war gleichfalls in der Konfektion tätig und auf Pelznähen spezialisiert. Nach ihrer Festnahme während der »Fabrik-Aktion« entfloh sie aus dem Sammellager. Im Sommer

²⁰ Eidesstattliche Versicherung von Edith Ackermann geb. Meier, geb. 1905, in: Entschädigungsakte Fanny Schott, Nr. 21063, Bl. C 9.

²¹ Berliner Gedenkbuch, Schott, Scheindla geb. Luftig, geb. am 28.02.76 in Chrzanow, Galizien; Mitte, Landsberger Str. 91; 98. Alterstransport vom 15.11.43, Theresienstadt; Todesort Auschwitz, verschollen.

²² Elstermann, *Gerda's Schweigen*, S. 65.

1943 wohnte sie unter falschem Namen zur Untermiete und schlich sich oft abends zu Gerda in die Lippehner Straße. In ihrer Erinnerung waren ihre Freundin und deren Mutter »Engel«. Täglich hätten sie in ihrem Haushalt Essen für mehrere Untergetauchte gekocht. Gerda und Emma Lewinnek hätten ein ganzes Helfer-Netzwerk aufgebaut. Von ihnen habe sie ihren gefälschten Pass, der sie als Schweizer Bürgerin auswies, erhalten.²³ Doch im folgenden Jahr geriet Gerda Rother erneut in die Fänge der Gestapo und wurde nach Auschwitz deportiert, überlebte aber.

Im Sommer 1944 belauschte Salam Schott bei seinen Reparaturarbeiten in den SS-Unterkünften ein Gespräch zwischen Wachleuten und erfuhr, dass das Konzentrationslager Majdanek bei Lublin bereits befreit war.²⁴ Einer der SS-Männer beteuerte, dass sie, falls die Rote Armee auch nach Auschwitz käme, keinen Juden am Leben lassen würden. Der Gedanke, nach fünf Jahren Haft in Sachsenhausen und Auschwitz kurz vor der Befreiung erschossen zu werden, erschien Salam so unerträglich, dass er beschloss, seine Flucht vorzubereiten. Er weihte niemanden ein, auch Max Drimmer nicht. Sicher war diese absolute Geheimhaltung eine wichtige Voraussetzung, dass der Plan gelingen konnte. Doch auch Gerdas vorausblickendes Handeln, ihm die dringend benötigte Zivilkleidung mitzubringen, trug zum Erfolg bei.

Salam bat Sommerlad, ihm eine seiner Fahrtbescheinigungen zu überlassen, damit er als Zivilarbeiter gelten könne. Sein Wohltäter habe allerdings – so Schott im Gespräch – keine geringe Belohnung verlangt: zehn paar braune Lederschuhe und ein-tausend Reichsmark. Salam konnte das durch einen polnisch-jüdischen Uhrmacher, der die Uhren der SS-Männer reparierte, »besorgen«.²⁵

²³ Ebenda, S. 62.

²⁴ Das KZ Majdanek wurde am 23. Juli 1944 befreit. Angehörige der Roten Armee fanden im Lager noch 1000 kranke sowjetische Kriegsgefangene vor.

Die Flucht wollte er am 17. August 1944 wagen. Am einem Samstag-mittag ließ sich Salam in eine IG Farben-Werkstatt einschließen und verbarg sich unter einigen Wollballen. Als es dunkel geworden war, zog er die Zivilkleider an, die sein Helfer ihm gebracht hatte, und bedeckte seinen geschorenen Kopf mit der Kappe. Sommerlad durchschnitt mit einem Werkzeug den Stacheldraht, und schon waren sie draußen. Nach einem Fußmarsch erreichten die beiden Männer die Bahnstation und fuhren noch in dieser Nacht Richtung Berlin. In den Morgenstunden stiegen sie in Ost-brandenburg aus.

Etwa zwei Monate konnte Salam bei Sommerlads Tochter in Fürstenwalde bleiben, während dieser selbst schnellstens auf seine Arbeitsstelle in Auschwitz zurückkehrte. Außer der bereits erhaltenen Belohnung verlangte Sommerlad aber nichts mehr von Salam, der sich offenbar auch nach dem Krieg noch mit ihm traf und ihn unterstützte.

Auch Gerda hatte nichts Genaues von Salams Fluchtplänen gewusst. Erst eine Woche nach seiner Ankunft erfuhr sie, dass er entkommen war, und besuchte ihn in seinem Versteck. Ener-gisch hielt die umsichtige junge Frau seine Schwester davon ab, ebenfalls zu ihm zu fahren, da sie fürchtete, man könnte Fanny als Jüdin erkennen, womit auch Salam in höchste Gefahr geraten wäre.

Schneller als erwartet musste er seine erste Unterkunft verlas-sen, da Sommerlads Schwiegersohn, Soldat in Frankreich, zurück erwartet wurde – Paris wurde am 25. August 1944 befreit. Salam wusste nicht, ob man ihm trauen konnte. Gerda und Fanny brach-ten den Entflohenen in eine Laube bei Berlin, wo sich auch die Schwestern zuvor versteckt hatten. Bei Lewinneks übernachtete in dieser Zeit Sabine Schott.

²⁵ Schott beschreibt akribisch den »blühenden Handel«, den es trotz drakonischer Strafen im Untergrund von Auschwitz gab. Vgl. Kwiet, *Durchs Leben*, S. 239.

Als es kälter wurde, fand Salam Quartier und Arbeit bei einem Mann, mit dem er sich in seiner Zeit als Boxer angefreundet hatte: Paul Noack, einst erfolgreiches deutsches Fliegengewicht im Boxsport, hatte sich als Kohlenhändler in der Charlottenburger Bleibtreustraße niedergelassen. Er war bereit, seinen ehemaligen Sportsfreund, der sich in Lebensgefahr befand, aufzunehmen.²⁶ Salam, dessen Haare inzwischen nachgewachsen waren, trug nun Brennmaterial aus und kam in der Kohlenhandlung unter.

Ende Dezember 1944 bahnte sich eine Katastrophe an. Um Weihnachten war Gerda mit ihrem Freund auf der Straße verabredet, da Salam sich niemals ihrer Wohnung näherte, um die Bewohner und ihre illegalen Gäste nicht zu gefährden. Er wollte für seine Schwester Sabine eine neue Bleibe finden, die mehr Sicherheit versprach als ihr Quartier bei Lewinneks. Salam besaß inzwischen einen Revolver, den er stets bei sich trug. Paul Noack hatte ihm einige Patronen für den Notfall besorgt. Auf ihrem Spaziergang begegnete das Paar zufällig Willi Holzweber, den sie noch aus der Vorkriegszeit vom zionistischen Jugendklub her kannten. Dieser vertraute ihnen an, dass er sich in einem Hausboot auf einem nahe gelegenen See aufhalte, wenn er nicht bei seiner jüdischen Freundin sei, die »arische« Papiere habe und sicherlich auch Sabine helfen würde. Anders als Salam hatte die vorsichtige Gerda sofort ein ungutes Gefühl und bat ihren Freund inständig, sich von diesen Leuten fernzuhalten. Aber während sie den Heimweg antrat, ging Salam mit Holzweber zu dessen Freundin. Kaum waren sie dort angekommen, erschienen zwei Männer, beide Juden, die sich als »Gestapo« ausgaben und Ausweise verlangten. Als sich einer der beiden dem flüchtenden Salam in den Weg stellte, zückte dieser seinen Revolver und verletzte den wesentlich älteren »Greifer« Behrendt am Arm.²⁷ Die beiden

²⁶ Berliner Adressbuch, Jahr 1943.

²⁷ Tausendfreund, *Fahndungsdienst*, darin eine biografische Skizze zu Gerhard Behrendt (Jg. 1896), S. 132–135.

Untergetauchten entkamen. Danach ließ Salam Gerda wissen, sie solle in nächster Zeit jeden Kontakt zu ihm meiden, und auch die Schwestern wurden instruiert, sich sowohl von Lewinneks als auch ihrem Bruder fernzuhalten. Salam kehrte nach der Schießerei vorsichtshalber nicht mehr in seine vorherige Unterkunft bei Noack zurück, sondern verbarg sich nun bei Edith Ackermanns Mutter Minna Meier.²⁸

Alles hätte noch einmal gut ausgehen können, wenn nicht bald darauf Holzwebers Freundin Maly Josetti auf Behrendts Betreiben hin gefasst worden wäre. Im Gefängnis Schulstraße gab sie unter Gestapo-Folter die Namen ihres Verlobten und die von Salam und Gerda preis.²⁹

Am 29. Dezember 1944, dem Vortag des Sabbat, hatte Gerda fertig genähte Kleidungsstücke an ihre Kundinnen ausgeliefert und vom Erlös einen größeren Einkauf gemacht. Kaum zuhause angekommen, erschienen Gestapomänner in der Wohnung und nahmen sie und ihren Bruder Norbert fest. Kurz darauf ging auch Sabine in die Falle, da sie sich nicht an die Warnung gehalten hatte, die überwachte Wohnung zu meiden. Wenig später wurde auch Fanny gefasst, als sie die Türklingel läutete. Sie hatte geglaubt, nach zwei Wochen sei »die Luft wieder rein«. Alle Festgenommenen wurden in das Gefängnis Schulstraße eingeliefert, das zum Jüdischen Krankenhaus gehörte und gleichzeitig letzte Sammelstelle war. Gerda und Salams Schwestern befanden sich zunächst für einige Tage gemeinsam in einer Zelle, bis die beiden am 5. Januar 1945 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück

²⁸ Caplan, *Unique Case*, S. 45.

²⁹ Salam Schott berichtet, dass Willi Holzweber im Januar 1945, als er deportiert werden sollte, auf der Flucht erschossen wurde. Dazu Caplan, *Unique Case*, S. 43. Amalie Josetti, genannt Maly, wurde von der Schulstraße aus im Januar 1945 vermutlich nach Ravensbrück, dann nach Bergen-Belsen deportiert. Sie überlebte und emigrierte im Juli 1945 nach Schweden. Nach ihrer Heirat 1949 hieß sie Maly Bergström. Siehe Akte »Unbesungene Helden«, Hoffmann, Martha, Nr. 1335.

deportiert wurden. Gerda konnte Sabine noch einen Rollkragenspullover und warme Unterhosen mit auf den Weg geben. Von Ravensbrück wurden sie im Frühjahr 1945 nach Bergen-Belsen verschleppt, wo Sabine noch in den letzten Tagen vor der Befreiung an Typhus starb. Sie war achtzehn Jahre alt.

Der Lagerleiter der Schulstraße, Kriminalsekretär und Haupt­scharführer Walter Dobberke, der in zahlreichen Berichten von Überlebenden als jähzornig und gewalttätig geschildert wird,³⁰ nahm sich in den folgenden Wochen Gerda vor. Er wollte unbedingt den Aufenthaltsort von Salam Schott aus ihr herausbekommen, denn dessen gelungene Flucht aus Auschwitz war eine ungeheure Provokation. Täglich musste Gerda Verhöre und Schläge über sich ergehen lassen. Doch sie behauptete standhaft, nichts über seine Flucht zu wissen, und gab trotz aller Einschüchterungsversuche sein Versteck nicht preis. Salem war es inzwischen gelungen, mit der Hilfe von Emil Fischer, einem früheren Kunden seines ehemaligen Lehrbetriebs, in einer Werkstätte der Organisation Todt untergebracht zu werden, wo sich vorwiegend französische Zwangsarbeiter befanden.³¹ Wie Gerda später berichtete, wurde die Überwachung ihrer Wohnung in der Lippehner Straße 35 weiteren illegal lebenden Juden, die sich dort Lebensmittelkarten abholen wollten, zum Verhängnis, u. a. erinnerte sie sich an Erna Lewin.³² Desgleichen wurden verschiedene Personen, die Willi Holzweber geholfen hatten, wie Kurt Rosenow, der in »Mischehe« lebte, aber auch Nichtjuden, nach Maly Josettis Verhaftung festgenommen.

Einige Wochen vor Kriegsende, als Gerda sich nicht mehr im Gefängniskeller befand, sondern als Näherin in der Schulstraße

30 Eugen Herman-Friede, *Für Freudensprünge keine Zeit*, Berlin 1995, S. 130.

31 Caplan, *Unique Case*, S. 45.

32 Berliner Gedenkbuch, Lewin, Erna geb. Hirsch, geb. am 11. 04. 08 in Neustadt, Posen; Prenzlauer Berg, Gubitzstr. 50; 61. Transport vom 05. 01. 45, Ravensbrück, Schicksal ungeklärt.

Zwangsarbeit leistete,³³ fiel Dobberke noch einmal prügelnd über sie her und beschimpfte sie als »KZ-Hure«. Hintergrund dafür war ein Brief von Max Drimmer, der im September 1944 zusammen mit Menne Scheingesicht (später Herman Shine) ebenfalls aus Auschwitz entkommen war und sich danach auf einem polnischen Bauernhof versteckt hatte. Er bat Lewinneks um saubere Kleidung, um nach Berlin kommen zu können. Dieser Brief war der Gestapo in die Hände gefallen. Gerda leugnete trotz aller Drohungen und Schläge hartnäckig, die beiden Männer zu kennen.

Am 19. April, dem Tag, bevor die Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) »das sinkende Schiff« verließen, schwebte Gerda wie alle Insassen des Sammellagers noch einmal in höchster Lebensgefahr, da überlegt wurde, die jüdischen Gefangenen zu erschießen. Der jüdische Kalfaktor und eine nicht-jüdische Sekretärin konnten dies verhindern, indem sie einen angeblichen RSHA-Befehl zur sofortigen Entlassung der Häftlinge meldeten.³⁴ Am 20. April 1945 wurden Gerda und Norbert aus der Schulstraße entlassen und kehrten in die Wohnung ihrer Mutter zurück.

Anfang Mai 1945, als Salam wieder bei Familie Lewinnek in der Lippehner Straße wohnte, erschien eine von Gerdas Leidensgenossinnen aus der Schulstraße und brachte die Nachricht, sie habe beobachtet, wie sich Dobberke früh morgens aus dem Charlottenburger Haus, in dem sie wohnte, geschlichen habe und in Begleitung einer Frau auf dem Fahrrad davongefahren sei. Ruth Mostowitz hatte den weiten Fußweg zu Gerda nicht gescheut, da diese während der Gefängniszeit stets darauf bestanden hatte,

33 Noch in den letzten Kriegsmonaten bestimmte die Gestapo einen großen Krankenhaussaal als Arbeitsraum, in dem Kinderkleidung genäht wurde. Siehe Beate Meyer, *Gratwanderung zwischen Verantwortung und Verstrickung – Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und die Jüdische Gemeinde zu Berlin 1938–1945*, in: Beate Meyer, Hermann Simon (Hg.), *Juden in Berlin*, Berlin 2000, S. 291.

34 Meyer, *Gratwanderung*, S. 324.

dass Dobberke nach der Befreiung unter allen Umständen hart bestraft werden müsste. Gerda und Salam wandten sich nun an den nächsten sowjetischen Posten, und am folgenden Tag machten sie sich mit einem NKWD-Mann, zwei sowjetischen Soldaten und einem Übersetzer zu Fuß auf den beschwerlichen Weg zur besagten Wohnung. Zufällig tauchte dort Dobberkes Freundin auf, mit der er am Vortag verschwunden war, eine Krankenschwester aus dem Jüdischen Krankenhaus. Gerda konnte diese junge Frau schließlich überzeugen, dass sie es ihren eigenen deportierten Eltern schuldig sei, Dobberkes Aufenthaltsort preiszugeben. Sie gestand dann, dass er eine jüdische Kennkarte benutze und sich unter dem darin angegebenen Namen versteckt halte, und zwar weit im Westen, jenseits der Pichelsberger Brücke. Die Russen machten sich in diese Richtung auf und kehrten nach einigen Stunden mit dem Gesuchten zurück.

Über das, was letzten Endes mit Gerdas Peiniger geschah, wussten Schotts später nicht genau Bescheid. Salam glaubte, dass er gehängt wurde, während Gerda vermutete, er sei zum Tode verurteilt worden, aber in der Haft gestorben.³⁵ Bekannt ist, dass Dobberke von den Sowjets gefasst und in einem Lager bei Posen interniert wurde, wo er an Diphtherie starb.³⁶

Salam und Gerda nahmen für sich in Anspruch, auch den Leiter des Jüdischen Krankenhauses (seit 1942) und der Rest-Reichsvereinigung (seit Juni 1943), Dr. Dr. Walter Lustig, »den Russen« ausgeliefert zu haben. Salam machte den getauften Chirurgen, der als Partner einer »Mischehe« vom Abtransport verschont geblieben war, für die Deportation seiner Mutter persönlich verantwortlich. Lustig war dafür bekannt, dass er Gestapo-Anordnungen

³⁵ Caplan, *Unique Case*, S. 49.

³⁶ Akim Jah, *Vom Altenheim zum Sammellager. Die Große Hamburger Straße 26, die Deportation der Berliner Juden und das Personal der Stapoleitstelle Berlin*, in: *Theresienstädter Studien und Dokumente 2007*, hrsg. von Jaroslava Milotova, Anna Hájková, S. 176–219, hier S. 206.

willig und exakt ausführte und die jüdischen Insassen der Schulstraße mit Geringschätzung behandelte. Ihnen erschien er als »Herr über Leben und Tod«. Der Name von Walter Lustig, so die Historikerin Beate Meyer, habe noch Jahrzehnte nach der Befreiung bei Überlebenden starke Aggressionen ausgelöst.³⁷ Salam Schott berichtete, er habe ihn unverhofft in Gegenwart eines sowjetischen Offiziers getroffen und ihn zusammengeschlagen, ehe er ihn »den Russen« auslieferte. Bekannt ist, dass Lustig im Juni 1945 nach einer Anzeige aus dem Kreis der Insassen des Sammel-lagers von der sowjetischen Besatzungsmacht verhaftet und getötet wurde.³⁸

»Nach der Befreiung war unser gemeinsames Ziel, die Gestapo in der Schulstraße dingfest zu machen, was uns bis auf drei gelang«, fasste Gerda in ihrem Antrag auf Anerkennung als Opfer des Faschismus am 15. November 1945 zusammen.³⁹

Ein weiterer Rachezug Gerdas und Salams richtete sich gegen die »Greifer«, denen auch zwei befreundete Boxer aus dem Maccabi-Sportclub zum Opfer gefallen waren. Einer der beiden war Manfred Joel, der auf eine Verabredung mit Stella Kübler hereingefallen sein soll.⁴⁰ Der andere, Max Hüttner, der sich beim Sprung von einem Deportationszug beide Beine verletzte, habe sich zu Paul Noacks Kohlenhandlung durchschlagen können. Dessen Frau habe den Flüchtling gesund gepflegt. Danach wurde er erneut gefasst. Gerda berichtete, Hüttner habe ihr in der Schulstraße vor seiner zweiten Deportation noch die Nachricht zukommen lassen, dass Behrendt für seine Festnahme verantwortlich

³⁷ Beate Meyer, *Tödliche Gratwanderung. Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zwischen Hoffnung, Zwang, Selbstbehauptung und Verstrickung (1939–1945)*, Göttingen 2011, S. 357.

³⁸ Meyer, *Gratwanderung*, S. 328.

³⁹ Lebenslauf Gerda Schott.

⁴⁰ Berliner Gedenkbuch, Joel, Manfred geb. am 29. 12. 10 in Neustadt, Posen; Kreuzberg, Oranienstraße 144, 48. Transport vom 20. 01. 44, Auschwitz, Todesort Auschwitz, für tot erklärt.

sei, und er habe Gerda gebeten, ihn zu rächen.⁴¹ Da Salam selbst um ein Haar von diesem »Greifer« gefasst worden wäre und dieser auch seine beiden Schwestern festgenommen hatte, lag ihm besonders viel daran, Behrendt den Russen zu übergeben, was dann auch geschah. Danach war für Gerda und ihren Freund ihre persönliche Nazi-Jagd beendet. Jetzt wollten sie zur Ruhe kommen und sich vor allem um ein gemeinsames Leben kümmern.

Am 16. Juni 1945 heiratete Gerda ihren Freund Salam Schott, um dessen Überleben sie so unbeirrbar und verwegen gekämpft hatte, auf dem Standesamt in Pankow. Da öffentliche Verkehrsmittel noch nicht funktionierten, fuhr das Brautpaar mit seinen beiden Trauzeugen zu zweit auf einem Fahrrad dorthin – Salam mit Gerda auf dem einen, Norbert Lewinnek mit Edith Weißbrot⁴² auf dem anderen. Emma Lewinnek konnte nicht teilnehmen, da es kein weiteres Rad gab. Zum anschließenden schmalen Hochzeitsmahl zuhause gab es keinen Wein, um auf das Wohl des frisch gebackenen Brautpaares anzustoßen oder einen Segensspruch zu sprechen. Danach zogen die Eheleute in ihre erste gemeinsame Bleibe, eine kleine möblierte Wohnung in der Hallandstraße 44, die ihnen als »Opfer des Faschismus« zugeteilt worden war. Im November erfuhr Salam, dass seine ältere Schwester überlebt hatte, Sabine aber nicht. Er fuhr nach Bergen-Belsen und holte die schwer kranke Fanny nach Berlin.⁴³

Salam begann mit amerikanischen Zigaretten, Kaffee und anderen begehrten Artikeln zu handeln. 1947 eröffnete er mit der Hilfe eines russischen Majors mit jüdischem Hintergrund, den

⁴¹ Er ist in keinem der Gedenkbücher zu finden.

⁴² Edith Weißbrot gewährte Salam Schott seit dem 3. Februar 1945 bis zur Befreiung die letzte Zuflucht. Sie war die Ehefrau eines Juden aus Polen, der mit ihm Häftling in Auschwitz war. Dieser hatte Salam gesagt, dass er sich stets an seine nichtjüdische Frau in Berlin wenden könne, wenn er in Not sei. Frau Weißbrot lebte 1945 wie schon zuvor im Scheunenviertel, Grenadierstraße. Siehe Caplan, *Unique Case*, S. 46.

⁴³ Entschädigungsakte von Fanny Schott.

er in der Synagoge in der Rykestraße kennen gelernt hatte, ein Gebrauchtwarengeschäft in der Brunnenstraße, Ecke Veteranenstraße, in der Nähe des U-Bahnhofs Rosenthaler Platz. Obwohl er wieder einmal über keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet verfügte, handelte er mit Antiquitäten, aber auch mit Gold, Silber und Edelsteinen. Gerda meldete 1947 ebenfalls ein Gewerbe als Damenschneiderin an, half aber auch in Salams Geschäft aus.

Am 9. Dezember 1948, wenige Wochen vor der Geburt ihres Kindes, wurden Gerda und Salam noch einmal getraut, diesmal nach jüdischem Ritus von Rabbiner Martin Riesenburger, und der Auschwitz-Überlebende Estrongo Nachama aus Saloniki war der Kantor. Dieses Mal nahmen viele Gäste teil, unter ihnen Offiziere und Leute aus allen vier Besatzungszonen in Berlin, mit denen sich der kontaktfreudige Salam angefreundet hatte. Am 22. Januar 1949 brachte Gerda einen Jungen auf die Welt, der nach ihrem Vater Martin genannt wurde. Für 1950 plante Familie Schott, sich eine Existenz im neuen Staat Israel aufzubauen, wo schon zwei Brüder und eine Schwester von Salam lebten. Gerdas Mutter Emma war mit ihrem Sohn Norbert und dessen Frau bereits nach Australien aufgebrochen, wo ein Verwandter ihres Mannes lebte.

Doch dann kam wieder einmal alles ganz anders. Ende des Jahres 1949 erschienen drei sowjetische Offiziere in Zivil mit einem Dolmetscher im Schott'schen Geschäft, um Salam unter vier Augen zu sprechen. Sie waren über seine Absichten, sich in Israel niederzulassen, voll im Bilde und boten großzügig an, ihm dabei zu helfen. Und dann verlangten sie, er solle dort für sie arbeiten und Informationen über die Lage im Lande liefern. Salam, der die Sowjets zwar als seine Befreier wahrgenommen hatte, war zu sehr Einzelgänger, als dass er sich für eine Ideologie oder eine Organisation einspannen lassen wollte.⁴⁴ Ihm wurde schlagartig klar, dass er in Israel spionieren sollte, was Gerda und ihn erheblich beunruhigte. Sie fanden mit der Hilfe eines ehemaligen Häftlingskameraden aus Sachsenhausen, der in Ost-Berlin eine hohe Position innehatte, heraus, dass sie seit Mai 1945 unter ständiger

Beobachtung des NKWD standen. Salam begann nun umgehend, seine Waren und anderen Besitz heimlich zu seiner Schwester Fanny in den Westteil der Stadt zu verlagern, und Gerda bat ihren australischen Verwandten John Lewinnek um ein »Landing Permit«, das dieser an Fanny in Tempelhof senden sollte. Den »Russen« gegenüber, die immer mehr auf die Ausreise drängten, gab Salam vor, er müsse wegen gesundheitlicher Probleme die Auswanderung verschieben. Sie drohten ihm mit Sibirien, aber im Endeffekt geschah nichts. Bis zur Abreise nach Australien zogen Schotts vorsichtshalber zu Fanny. Am 29. September 1950 verließen sie die Stadt und fuhren über München nach Genua. Dort schifften sie sich nach Australien ein und erreichten am 6. November 1950 Melbourne und danach Sydney, das Ziel ihrer langen Reise.

Die ersten Jahrzehnte in Australien bedeuteten für Gerda und Salam harte Arbeit, um sich eine neue Lebensgrundlage zu schaffen. Fanny Schott blieb allein in Berlin zurück. Für sie war es unendlich schwer, den Tod der jüngeren Schwester so kurz vor der Befreiung zu überwinden. Gerda und Salam Schott blieben sich auch in Australien ihres Verfolgungsschicksals im nationalsozialistischen Deutschland und der außergewöhnlichen Umstände ihres Überlebens stets bewusst.⁴⁵ Salam besuchte mehrmals Berlin, u. a. im Sommer 1973, kurz vor dem Abriss des berühmten Sportpalastes in Schöneberg. Auf einem Foto weist er mit Siegerlächeln auf dieses Gebäude.⁴⁶

Knut Elstermann, Autor des erwähnten Buches über das Schicksal von Gerda Rother, wirft die denkwürdige Frage auf: »Warum nur kennen wir so viele Generäle, die Hitler bis zum Schluss

44 »But he was his own man, a loner, not a man to become the tool of any organisation«, charakterisiert ihn Caplan, *Unique Case*, S. 58.

45 Über das Leben der Familie Schott in Australien siehe Kwiet, *Durchs Leben*, S. 244–247.

46 Salam Bully Schott in Berlin-Schöneberg vor dem Gebäude des ehemaligen Sportpalastes, Privatbesitz Martin Schott (Sydney), Archiv Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

dienten, so viele Handlanger, die sich durch ihre Gewissenlosigkeit einen fragwürdigen Platz in der Geschichte gesichert haben, aber nicht den Namen von Gerdi [gemeint ist Gerda, BK] Lewinnek? Diese kleine energische Frau [...], die einen natürlichen, unzerstörbaren Stolz besaß, half anderen, nicht aus der gesicherten Position der Wohltäterin heraus, sondern selbst in jeder Sekunde gefährdet.«⁴⁷

Dass wir heute die Möglichkeit haben, Geschichten von Menschen wie Gerda Lewinnek intensiv zu erforschen, zu überliefern und sie öffentlich zugänglich zu machen, verdanken wir der wunderbaren Idee der Jubilarin, für diese stillen Helden einen Ort in Berlin zu schaffen, um sie dem Vergessen zu entreißen. Mit aller Energie und Durchsetzungskraft hat sie sich für die Verwirklichung dieses Vorhabens eingesetzt. Inge, wir danken Dir!

47 Elstermann, *Gerdas Schweigen*, S. 66f.

Autorinnen
und Autoren

Gabriele von Arnim
Journalistin und Schrift-
stellerin

Jan-Philipp Beck
Vorstandsmitglied des Förder-
vereins Blinde Vertrauen e.V.

Peter Ensikat
Schriftsteller und Kabarettist

Norbert Frei
Historiker, Lehrstuhlinhaber
für Neuere und Neueste
Geschichte an der Friedrich-
Schiller-Universität Jena

Manfred Heckenauer
Bildungsforscher, früher am
Bundesinstitut für Berufs-
bildung

Volker Hobrack
Vorsitzender der Gedenk-
tafelkommission des Bezirks
Berlin-Mitte, stellvertreten-
der Vorsitzender des Förder-
vereins Blinde Vertrauen e.V.

Jürgen Keil
Langjähriger Mitarbeiter des
Goethe-Instituts, u. a. Leiter
der Goethe-Institute in Seoul
und Tel Aviv

Ilka Keuper
Vorstandsmitglied des Förder-
vereins Blinde Vertrauen e.V.

Beate Kosmala
Historikerin, Mitarbeiterin der
Gedenkstätte Stille Helden

Volker Ludwig
Dramatiker und Leiter des
Grips-Theaters in Berlin

Sandra Maischberger
Journalistin, Autorin und
Produzentin

Ursula Mamlok
Komponistin

Matthias Martens
Geschäftsführer der
Vincent TV GmbH

Gisela May
Schauspielerin und Sängerin

Sarah Nemitz
Schauspielerin

Bernd Neumann MdB
Staatsminister für Kultur
bei der Bundeskanzlerin

Avi Primor
Langjähriger israelischer
Botschafter in Deutschland,
heute Leiter des Zentrums
für Europäische Studien an
der Universität Herzliya

Bruder Lukas Ruegenberg OSB
Benediktinermönch,
Sozialarbeiter und Maler

André Schmitz
Staatsekretär für Kultur
des Landes Berlin

Ulrich Schürmann
Oberstudiendirektor i. R.

Klaus Schütz
Regierender Bürgermeister
von Berlin a. D.

Peter Steinbach
Historiker, Universitäts-
professor an der Universität
Mannheim, wissenschaft-
licher Leiter der Gedenkstätte
Deutscher Widerstand

Johannes Tuchel
Politikwissenschaftler, Leiter
der Gedenkstätte Deutscher
Widerstand

Michael Wildt
Historiker, Universitäts-
professor an der Humboldt-
Universität Berlin

Klaus Wowereit
Regierender Bürgermeister
von Berlin